Band 1006 • 2,30 DM

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Das Palladium

Band 1006 • 2,30 DM

Ös 18 / Fr 2,30 / FF 10:00

L 2800 / hfl 2.90 / Pts 275

BASTEI ROMAN





Das Palladium

John Sinclair Nr. 1006

Teil 7/7

von Jason Dark

erschienen am 21.10.1997

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Das Palladium

Die Tür war wieder hinter mir zugefallen, aber noch spürte ich den Luftzug, der durch die Kapelle streifte und auch die wenigen Kerzenflammen nicht verschonte. Er brachte sie aus ihrer Ruhe.

Die Tür war wieder hinter mir zugefallen, aber noch spürte ich den Luftzug, der durch die Kapelle streifte und auch die wenigen Kerzenflammen nicht verschonte. Er brachte sie aus ihrer Ruhe.

So entstand ein geheimnisvolles Wechselspiel aus schwachem Licht und Schatten.

Ich stand da und atmete tief durch. Dabei mußte ich mir erst einmal darüber klarwerden, wo ich mich überhaupt befand. Ein Traum hatte sich erfüllt, einer, der aber auch zu einem Alptraum werden konnte. Ich wußte es nicht, ich war durcheinander, und ich fror. Das lag nicht allein an der kühlen Luft, die mich so wattig umgab, es lag an dem Wissen, das mich regelrecht quälte. Ich befand mich in der dämmrigen Kapelle, die nicht nur einfach eine kleine Kirche inmitten einer Klosteranlage darstellte, nein, sie war etwas ganz anderes.

Diese Kapelle war ein Hort. Sie war zugleich ein wundersamer Ort, in dem eines der größten Geheimnisse der Welt seinen Platz gefunden hatte. Es war so gewaltig, so explosiv, daß ich darüber kaum nachdenken konnte. Ich glaubte zu träumen, doch es war kein Traum. [1]

Ich stand in der Kapelle.

Ich hatte eine lange, unglaubliche und auch gefährliche Reise hinter mich gebracht. Begonnen hatte sie in Chartres, in dieser mächtigen Kathedrale, und sie würde ebenfalls in einem Gotteshaus enden.

In einem kleinen, versteckten Gotteshaus, in dem etwas Besonderes vor den Augen der Welt verborgen wurde.

Die Bundeslade!

Ja, dieses rätselhafte und geheimnisvolle Palladium. Dieses Allerheiligste, das die Stämme Israels auf all ihren Märschen mitgenommen und verehrt hatten. Das sie beschützen sollte, das auch gegen Feinde gekämpft und sie vernichtet hatte.

Und ich stand vor ihr.

Zu Gesicht bekommen hatte ich sie noch nicht, dazu war es in meiner Umgebung trotz des Kerzenlichts einfach zu dunkel. Aber ich ahnte ihren Standort, und ich spürte auch, daß ich nur wenige Schritte zu laufen brauchte, um sie zu erreichen.

Ich ließ mir Zeit.

Nicht um meinen Triumph zu genießen, denn daß es ein Triumph war, daran wollte ich noch nicht glauben. Ich war praktisch von den draußen wartenden Anhängern des Königs Lalibela gezwungen worden, die Kapelle zu betreten. Ich sollte für sie einen Vorboten spielen, denn sie selbst hatten sich nicht in die Kapelle hineingetraut, obwohl sie vorhatten, die Lade an sich zu nehmen, um das Land zu regieren.

Niemand wußte genau, wie das Palladium reagieren würde. Würde es sich gegen die Menschen stellen. Um das herauszufinden, war ich losgeschickt worden, denn ich trug das Schwert des Salomo bei mir. Diese Klinge sollte für mich so etwas wie der Schlüssel sein, um damit die Geheimnisse zu enträtseln.

Draußen hatte ich die Hitze erlebt. Hier aber war die Luft kühl.

Die Kerzen standen auf einer Treppenkonstruktion im Hintergrund und brannten ruhig vor sich hin.

Zwischen mir und den Kerzen mußte die Lade stehen. Davon ging einfach aus. Ich hatte noch keinen Altar entdeckt. Wahrscheinlich war die Lade hier der Altar. Bevor ich das überprüfte, wollte ich erst einmal zu mir selbst finden. Mich wieder beruhigen, um mich dann konzentrieren zu können.

Zu hören war nichts.

Kein Brummen irgendeines Generators. Nichts, was aus dem Bauch

der Lade gedrungen wäre; mich umgab die absolute Stille. Ja, sie war ungewöhnlich, aber auch für eine Kapelle. In den meisten Kirchen ist es still, aber nicht so wie hier! Dieses Gotteshaus schien gefüllt zu sein mit Wissen, Gedanken und Geschichten aus einer fernen Vergangenheit.

Leise wollte ich mich bewegen, doch es klang überlaut. Jedes Schleifen oder Aufsetzen meiner Schuhsohlen empfand ich bereits als Störung.

Zwar hatte ich lange nach der Bundeslade gesucht, aber ich hatte dabei vergessen, mich auf sie vorzubereiten. Ich hatte einfach nicht darüber nachgedacht, was ich tun würde, wenn ich die Lade plötzlich sah. Nicht aus der Ferne, sondern aus unmittelbarer Nähe. Da gab es sicherlich bestimmte Verhaltensmuster. Sie war von jedem anders verehrt worden. So hatte König David die Lade umtanzt. Sie war von den alten Israeliten wie ein Götze verehrt worden, denn damals gingen Götzentum, Magie und Mystik noch ineinander über.

Ich fragte mich auch, ob mich die Lade akzeptieren würde oder ob sie mich abwehren würde – trotz der Klinge, die ich bei mir trug. In einem sanften und weichen Goldton schimmerte sie.

Konnte mich die Lade sehen? Konnte sie fühlen, daß jemand in ihrer Nähe stand, der es wirklich gut mit ihr meinte?

Das waren Fragen, die einfach aufkamen. Gegen sie konnte ich mich nicht wehren.

Ich griff in die Tasche. Das Kerzenlicht reichte nicht. Es kam mir auch anders vor als normal. Da schien die Helligkeit rasch von der sie umgebenden Dunkelheit gestoppt zu werden. Oder sie wurde kurzerhand verschluckt.

Ich hielt die Lampe in der rechten Hand. Das zusätzliche Licht war wichtig. Ich würde die Lade in Ruhe betrachten können. Ich rechnete auch damit, daß sie verdeckt war.

Die echte Lade.

Nicht die, die ich in der großen Kirche erlebt hatte. Hier war alles anders. Hier war es so unheimlich still, und hier umwehte mich auch kein würziger und fremder Weihrauchgeruch.

Wie oft hatte ich die kleine Lampe als Hilfsmittel gebraucht, um mir von ihr einen Weg zeigen zu lassen. Es war so einfach, sie einzuschalten, auch jetzt, aber meine innere Erregung stand kurz vor dem Siedepunkt. Ich würde etwas völlig Neues und Entscheidendes zu Gesicht bekommen, damit mußte ich erst einmal fertig werden, obwohl ich ein Mensch war, der sehr viel hinter sich hatte.

Wie groß oder klein war sie? War sie gefährlich? Würde sie reagieren, wenn sie plötzlich von einem fremden Lichtstrahl getroffen wurde? Sah sie mich als Feind oder als Freund an? Oder war sie einfach nur da? Präsent sozusagen, nicht mehr.

Ich schaltete die Lampe ein.

Eine weiße, schmale Lanze bohrte sich in die Dunkelheit, erreichte den Boden, hinterließ dort einen kleinen Kreis, der weiterwanderte, als ich den Arm anhob, um die Dunkelheit vor mir aufzuhellen.

Beim Licht der Kerzen war mein Eindruck schon ein anderer gewesen. Da hatte ich geglaubt, daß die Helligkeit von der Umgebung verschluckt würde. Jetzt war das anders. Der Strahl fand seinen Weg, durchbohrte die Schwärze und traf sein Ziel.

Plötzlich klopfte mein Herz schneller. Die Augen fingen an zu brennen. Ich kam mir vor wie in einer Zentrifuge, die sich heftig drehte. Dieses Ziel war keine Einbildung. Es war vorhanden. Es war die Verwirklichung des Traumes, dem ich so lange hinterhergejagt war.

Vor mir stand die Bundeslade!

Und diesmal war es die echte!

***

Ich lauschte dem Stöhnlaut, der durch die Stille wehte. Mir wurde kaum bewußt, daß ich ihn ausgestoßen hatte. Eine Welt aus Gedanken und Vorstellungen stürzte über meinem Kopf zusammen. Ich kam mit dem Anblick nicht zurecht. Ich konnte es kaum glauben.

Meine Knie zitterten, aber das Bild verschwand nicht.

Es blieb.

Zwar nur in einem kleinen Ausschnitt, aber die Lade war da. Ich sah sie trotzdem nicht, denn wie so oft in den alten Überlieferungen beschrieben, war sie verhüllt worden.

Ein großes Tuch bedeckte sie. Es hing an beiden Seiten herab, und ich hielt mich an einer der Längsseitenauf. Meine rechte Hand zitterte, mit ihr der Lichtkegel.

Nun führte ich ihn nach rechts. An der Seite entlang. Die Farbe des Tuchs war nicht genau zu erkennen. Vom Grund her dunkel, aber der Stoff zeigte auch ein Muster. Ich überlegte, wie alt er wohl sein konnte, dann stieß der Strahl wieder ins Leere, aber es erschienen trotzdem neue Ziele.

Kerzen!

Im ersten Moment schüttelte ich den Kopf. Ich hatte sie hier nicht erwartet. Nach einigem Überlegen kam mir in den Sinn, daß sie ganz natürlich waren, denn die Wächter der Lade, die sich manchmal in der Kapelle aufhielten, wollten nicht unbedingt ausschließlich durch die Dunkelheit wandern.

Die Kerzen waren nicht jungfräulich. Dunkle Dochte, die Kerzen selbst schon etwas niedergebrannt, aber zwischen ihnen gab es genügend große Lücken, durch die ich gehen konnte. Die Kerzen selbst standen auch nicht auf dem Boden, sondern hatten ihre Plätze

in eisernen Ständern gefunden, die aufgrund ihres Gewichts so leicht nicht umkippen konnten. Natürlich nahm ich die Einladung der Kerzen an. Ich wollte, ich brauchte Licht, so machte ich mich daran, die Dochte der Reihe nach mit Feuer zu versorgen.

Der typische Kerzengeruch entstand. Das Licht war auf eine gewisse Weise wunderbar, denn je mehr Dochte brannten, um so mehr konnte ich von der Kirche erkennen. Allmählich erschienen die Innenwände. Ich sah alte Bilder, Fresken, die irgendein einheimischer Künstler gemalt haben mußte.

Die Motive spiegelten die Vergangenheit dieses Landes wider. Oft war die Lade in den Mittelpunkt gestellt worden, und immer wieder sah ich sie auf einem Ochsenkarren. Das dokumentierte, daß die Lade oft transportiert worden war. Sie hatte einen Irrweg hinter sich, denn auch aus der Bibel war sie für eine ganze Weile verschwunden gewesen.

Ich arbeitete langsam. Die Zeit lief mir nicht weg. Und an die Männer draußen wollte ich nicht denken, auch wenn sich unter ihnen mein neuer Freund Mikail befand, der mich praktisch zu diesem Ziel geführt hatte. Er war leider zu einem Gefangenen der Templer geworden, die sich als Nachfolger derjenigen Ritter verstanden, die vor Hunderten von Jahren in dieses Land gereist waren und ihre Spuren hinterlassen hatten. Nicht alle waren wieder in ihre Heimat zurückgekehrt. Die Hiergebliebenen hatten sich integriert, mit der Bevölkerung vermischt, und sich in dieser Zeit erst wieder an die alten Geschehnisse erinnert.

Ich bewegte mich wie ein Küster, der die Kerzen an, einem Christbaum oder am Altar anzündet. Nicht schnell, sondern gemessenen Schrittes. Dabei wurde ich von keinem Menschen gestört und durch nichts abgelenkt.

Allmählich fühlte ich mich wohler. Das Licht ließ die Dunkelheit verschwinden. Zwar sammelten sich in den Ecken der Kapelle noch einige Schatten, aber dort wollte ich auch nicht hin. Die Lade jedenfalls war aus der Dunkelheit hervorgeholt worden.

Ich trat wieder an die Stelle, wo ich sie zum erstenmal gesehen hatte, und ließ meinen Blick erneut über das mächtige Palladium schweifen.

Ja, die Lade hatte die Form einer Truhe, aber es gab noch eine Besonderheit.

An den Enden wellte sich die Decke jeweils in die Höhe. Den Grund kannte ich. Denn dort saßen die eigentlichen Wächter, die Hüter der Lade, die beiden mächtigen Cherubim. Zwitterwesen aus Mensch, Tier und Götze.

Es war an der Zeit, die Decke herabzuziehen, aber ich ließ es noch bleiben. Es konnte normalerweise nichts mehr schiefgehen. Nur dachte ich daran, daßviele Stunden vor mir lagen, die ich allein nutzen wollte. Es würde mir nicht gefallen, wenn plötzlich bewaffnete

Männer die Kapelle stürmten, die draußen voller Ungeduld auf den Anblick der Bundeslade warteten.

Deshalb ging ich wieder zur Tür, zog sie auf und blieb zunächst auf der Schwelle stehen.

Hinter mir brannten die Kerzen. Luft wehte in die Kapelle. Frischer Wind ließ die Flammen tanzen. Für einen Beobachter mußte ich wie ein Geist aus einer anderen Welt aussehen, der noch von den Flammen beschützt wurde.

Die Dunkelheit hatte Fortschritte gemacht. Eine Dämmerung hatte es kaum gegeben. Die Umgebung der Kapelle lag im Finstern. Nur schwach malten sich noch die Umrisse der Hütten ab, in denen sonst die Mönche lebten. Die meisten waren von den Templern vertrieben worden, aber sie hatten auch Menschen umgebracht, denen es nicht gelungen war, rasch genug die Flucht zu ergreifen.

Die Männer hielten sich auf dem Gelände auf. Hinter ihnen wuchs das Gitter hoch, und Hagir, der Anführer, hob einen Arm, als er mich so plötzlich sah.

»Was ist mit dir?«

»Ich habe sie gesehen.«

»Sie ist also da?«

»Hast du je daran gezweifelt?« fragte ich.

»Nein, das wohl nicht.« Er lachte, und dieses Lachen klang übernervös. »Was hast du gesehen?«

»Noch nichts. Sie ist verdeckt. Ich habe nur die Kerzendochte angezündet, um Licht zu haben. Ich bin aber gekommen, weil ich euch sagen will, daß ich mir Zeit lassen werde. Ja, viel Zeit, denn ich darf nichts überstürzen. Ich habe das Fluidum im Innern der Kapelle gespürt und weiß jetzt, daß es wirklich ein heiliger Ort ist.«

»Traust du dich denn, die Lade zu öffnen?«

»Wenn es geht, ja.«

»Einverstanden!« rief mir Hagir zu. »Wenn es so weit ist, wenn du die Lade geöffnet hast, wirst du uns Bescheid geben, damit wir sie uns ebenfalls ansehen.«

»Falls ich es überlebe.«

Er amüsierte sich. »Das ist ja der Test. Wenn du es überlebst, werden auch wir es. So einfach ist die Rechnung.«

»Wenn du meinst.«

»Wir haben Zeit, Sinclair. Lange genug haben wir warten müssen, bis wir uns fanden. Jetzt kommt es auf die eine oder andere Stunde auch nicht mehr an.«

»Ja, ich habe alles verstanden«, sagte ich und wollte noch kurz mit Mikail sprechen. »Geht es dir gut, Mikail?«

»Ich lebe, John.«

»Und ich möchte, daß du auch weiterhin am Leben bleibst.«

»Das liegt einzig und allein an dir!« erklärte Hagir. »Wenn du tust, was wir sagen, wird dein Freund leben. Wir sind schließlich keine Unmenschen.«

Darauf sagte ich lieber nichts, denn sie waren unter anderem Mörder, auch Hagir, der wohl seinen eigenen Verwandten getötet hatte.

Bevor ich mich wieder wegdrehte, sprach mich Mikail an. »Möge dich der Segen des Allmächtigen beschützen, mein Freund.«

»Es wird schon alles gutgehen, Mikail – danke.« Ich winkte ihm noch einmal zu, dann drehte sich mich um und schaute für einen Moment verwirrt in das Licht der Kerzen hinein, deren Flammen sich durch die eindringende Luft in Bewegung befanden, als tanzte jede von ihnen nach einer unhörbaren Melodie.

Ich schloß die Tür wieder. Niemand sollte sehen, wie ich mich in diesem Refugium um die Lade kümmerte. Jetzt, als ich wieder allein und so abgeschlossen war, überkam mich wieder etwas wie ein heiliger Schauder. Ich wußte wohl, wer ich war, aber wenn ich daran dachte, was vor mir lag, da kam ich mir so klein vor. Wie ein Korn in der mächtigen Mühle der Geschichte, sogar der biblischen.

Unter dem Dach der Kapelle schien ein dunkles Meer zu wogen, in dem sich geheimnisvolle Beobachter versteckt hielten, die jeden Schritt von mir genau nachvollzogen.

Ich blieb vor der Lade stehen. Das Tuch war aus einem schweren Stoff hergestellt worden. Es hing an den Längsseiten der Lade herab, und ich würde schon gewisse Mühen haben, es abzustreifen. Außerdem wurde es an den Enden noch von den beiden Cherubim gehalten. Mir fiel jetzt ein, daß sie bei der anderen Lade, die aus der Kirche getragen worden war, gefehlt hatten.

Bisher hatte ich noch nichts berührt, was in einem unmittelbaren Kontakt zur Lade stand. Das änderte sich, als ich dicht vor dem schweren Tuch stehenblieb.

Ich faßte es an.

Nein, mich durchzuckte kein Schlag, obgleich ich damit gerechnet hatte. Ich war nur verwundert über die Schwere des Stoffs, den ich vom Gewicht her mit dem eines Teppichs verglich. Er war auch nicht trocken, sondern wies einen feuchten Film auf, der sich auf dem oberen Flor abgesetzt hatte.

Um ihn anzuheben, nahm ich beide Hände zu Hilfe. Es war wirklich nicht leicht, ich mußte viel Kraft einsetzen, um diesen Teil in die Höhe zu hieven. Ein alter, muffiger Geruch hatte sich unter der Decke versteckt gehalten und schlug mir jetzt entgegen. Wie eine Wolke spürte ich ihn und hielt den Atem an.

So leicht war es nicht, die Decke zu entfernen. Helfer waren eigentlich nötig gewesen, aber ich würde keinen der Templer in die Kapelle holen. Da wollte ich es lieber allein schaffen.

Ich strengte mich an. Beide Hände hatte ich in den Rand der dicken Decke geklammert und ihn auch etwas gedreht, damit meine Hände den nötigen Halt bekamen.

Dann zog ich.

Ich hatte Glück, daß der Boden unter mir nicht so glatt war. So konnte ich meine Hacken dagegenstemmen, aber viel brachte es nicht. Die Decke bewegte sich kaum.

Ich entschied mich für eine andere Möglichkeit. Dort, wo ich stand, drehte ich mich wieder um, ließ den schweren Stoff aber nicht los, als ich die Arme anhob und die Decke nun am Rücken festhielt.

Es sah sicherlich so aus, als versuchte ich eine Last fortzutragen und sie bewegte sich doch. Durch meine Kraftanstrengung rutschte sie Stück für Stück in meine Richtung.

Ich biß die Zähne zusammen. Der Schweiß quoll mir aus zahlreichen Poren. Ich kämpfte mich Schritt für Schritt weiter. Die Umgebung um mich herum war erfüllt von meinem Keuchen.

Die Kerzen standen glücklicherweise so weit weg, daß die Flammen keine Chance bekamen, den Stoff in Brand zu stecken.

Geschafft! Die Decke war heruntergezogen.

Ich hörte das Schleifen hinter mir. Einen Moment später prallte die Abdeckung zu Boden. Sie war mit einem dumpfen Knall gelandet.

Staub wallte in die Höhe, die Flammen fingen an zu flackern, so daß ich mir vorkam wie in einem Wechselspiel aus Licht und Schatten.

Ich hatte die schwere Decke losgelassen. Gebückt und keuchend blieb ich stehen. Ich brauchte eine kleine Pause nach dieser verdammten Anstrengung, bevor ich den zweiten Schritt ging.

Tief ein- und ausatmen. Ruhig sein. Nicht mehr zittern. Alles wieder ins Lot bringen.

Nach einer Weile fühlte ich mich fit und drehte mich um. Die kleinen Feuerzungen waren noch nicht zur Ruhe gekommen. Sie tanzten weiterhin über den Dochten und sorgten dabei für einen verzerrten Anblick der Bundeslade.

Jetzt lag sie frei!

Mein Magen verkrampfte sich, und die Aufregung kehrte wieder zurück. Ich sah sie. Ich sah sie tatsächlich, und ich fragte mich unwillkürlich, ob es viele Menschen aus meinem Kulturkreis gewesen waren, die die Lade zu Gesicht bekommen hatten.

Nein, bestimmt nicht.

Mit leicht zögernden Schritten ging ich vor und blieb in einer günstigen Distanz stehen.

Das war also das Palladium!

Das Allerheiligste der Israeliten. Ein Stück des Felsens, auf dem sich der Glaube vieler Menschen aufgebaut hatte.

Wahnsinn!

Ich bemühte mich darum, einen klaren Kopf zu behalten und nicht von den Gefühlen überschwemmt zu werden, denn hier kam ich mir vor wie am Anfang der Zeit stehend.

Von ihr ging etwas aus, das spürte ich deutlich. Auf meiner Haut kribbelte es. Die kleinen Haare wollten sich hochstellen, und in den Augen war plötzlich ein gewisser Druck vorhanden. Auch kratzte Staub in meiner Kehle.

Hätte ich jetzt sprechen müssendes wäre mir nur schwerlich gelungen.

Nach einer Weile hatte ich mich wieder so weit gefangen, daß ich die Lade genau unter Kontrolle nehmen konnte. Sie war von den Außenseiten her wirklich nicht riesig. Sie glich damit einer Truhe, möglicherweise um eine Idee rechts und auch links erweitert.

Und auf ihr hockten die beiden Wächter. Das heißt sie knieten, und es waren tatsächlich die Cherubim. Ob sie nun auf dem Deckel ihre Plätze gefunden hatten oder auf irgendwelchen verlängerten Rädern, das sah ich nicht. Jedenfalls ragte der Deckel über die normalen Maße der Lade hervor.

Das Kerzenlicht floß in die Höhe. Es umschmeichelte auch die beiden Cherubim, so daß ich sie genauer in Augenschein nehmen konnte. Über sie war viel geschrieben und spekuliert worden, und auch ich hatte mich mal am Rande mit ihrer Herkunft befaßt.

Ich dachte daran, daß ich diesen Schrein und auch die beiden Cherubim schon einmal in einem ägyptischen Museum gesehen hatte.

Zumindest hatten die dort ausgestellten Sarkophage gewisse Ähnlichkeiten gezeigt. Auch sie waren von zwei mythischen Figuren bewacht worden, ähnlich wie hier.

Große, schreckliche, geflügelte Frauen, die an finstere Racheengel erinnerten. Wild und zugleich gebieterisch hatten sie über den Sarkophagen gethront, und das gleiche sah ich auch hier. Beide Gestalten hatten die Flügel nicht ausgebreitet. Sie lagen auf ihren Rücken wie übergroße Kämme.

In späteren Zeiten hatte man sie verniedlicht und aus ihnen pausbäckige Putten gemacht. Das waren diese hier auf keinen Fall. Sie machten auf mich einen feindlichen und auch sehr gefährlichen Eindruck.

Aus welchem Material sie erschaffen worden waren, konnte ich nicht feststellen. Das Kerzenlicht verlieh ihnen ein fremdes, metallisches Aussehen.

Daran hakte ich mich fest.

Metall?

Ich überlegt und dachte dabei an den Inhalt der Bundeslade. Auch ich ging davon aus, daß die beiden Gesetzestafeln vor mir lagen, aber es gab auch die anderen Theorien, die mit Hochspannung und

Strahlungen zu tun hatten.

Mein Blick glitt von den beiden Wächtern weg und befaßte sich wieder mit der Lade.

Außen Holz. Innen Gold!

So war sie beschrieben worden. Nur wollte ich kaum daran glauben, daß sich Holz über eine so lange Zeit halten konnte, ohne zu verfaulen. Meiner bescheidenen Ansicht nach mußte die Lade aus einem anderen Material bestehen. Möglicherweise aus einer Mixtur von Metall, Holz und Stein, aber das war nicht sicher.

Das Palladium stand auch nicht auf dem Boden, sondern erhöht auf einem Sockel. Vielleicht stellte er einen Altar dar, wissen konnte ich das nicht.

Der Sockel war breit genug. Es gab genügend Platz für mich, wenn ich es dann schaffte, ihn zu erklettern. Noch traute ich mich nicht so recht an ihn heran. Ich suchte nach einer Stelle, wo der Deckel auf dem Unterteil lag. Schon jetzt fragte ich mich, wie schwer er war und wieviel Mühe es wohl kostete, den Deckel anzuheben.

War das überhaupt von einer Person zu schaffen? Oder gab es dabei einen besonderen Trick?

Ich konnte es herausfinden.

Die Lampe hatte ich längst wieder in meiner Tasche verschwinden lassen. Nur fühlte ich mich selbst noch nicht reif genug, die Lade anzufassen. Vielleicht war das Schwert des Salomo eine Lösung. Man hatte es mir nicht umsonst überreicht. Ich faßte den Griff mit beiden Händen an, dann zog ich die Waffe langsam hervor und schaute dabei auf die golden schimmernde Klinge, die durch das Licht aussah, als würde sie sich leicht bewegen.

Meine Knie zitterten schon, als ich mich der Lade wieder näherte.

In einem optimalen Abstand zu ihrer Breitseite blieb ich stehen. Die Farbe der Truhe war jetzt besser zu erkennen. Sie schimmerte kupferfarben.

Im Physikunterricht hatte ich gelernt, daß Kupfer ein guter Stromleiter war, und mir kamen die Geschichten in den Sinn, die man sich über dieses Mysterium erzählte.

Die Lade sei elektrisch geladen. Sie war damals von Moses bewußt abseits gestellt und bewacht worden, damit ihr niemand zu nahe kam und sie womöglich berührte.

Warum?

Weil sie aufgeladen war? Weil sie unter Hochspannung stand?

Das alles konnte stimmen, ich wußte es nicht. Und die ungewöhnlichen Strahlungen wirkten weiter auf mich ein.

Ja, die Lade strahlte etwas ab.

Ich hob das Schwert an.

Metall auf Metall!

Ging das gut?

Es war keine berauschende Vorstellung für mich, durch Stromschlag getötet zu werden.

In meinem Leben war ich schon manches Risiko eingegangen und würde auch jetzt nicht kneifen. Aber ich tat noch etwas anderes. Bevor ich die Lade berührte, streifte ich die Kette über den Kopf und legte das silberne Kreuz frei.

Hesekiel hatte es erschaffen. Es war ebenfalls ein Mysterium und uralt. Es war mein Beschützer, und es wurde von den vier Erzengeln bewacht.

Ich ließ es auf der Handfläche liegen.

Nein, es gab keine Reaktion. Nichts, was über die normale Wärme des Metalls hinausging. Kein Strahlen, kein Erhitzen, nichts lief über das Silber hinweg.

Das war gut. Es gab demnach keine negativen Kräfte in meiner unmittelbaren Umgebung.

Wieder hob ich das Schwert an.

Mein Mund stand schief, das Gesicht war leicht verzerrt. Die Spannung in mir war kaum noch zu überbieten, als ich die Arme vorstreckte. Beide Hände umfaßten den Griff. Die Spitze der Klinge näherte sich dem Palladium so vorsichtig, als wollte sie den Gegenstand genau abtasten.

Plötzlich war der Widerstand da.

Schwert und Lade hatten Kontakt.

Ich wartete auf den Blitz, auf die Entladung, aber es geschah zunächst nichts.

Alles blieb normal, und es kam so etwas wie ein Gefühl der Enttäuschung auf.

Plötzlich aber gloste das Schwert auf.

Ein goldener Glanz stach mir in die Augen. Ich wurde geblendet, denn auch das Kreuz gab sein gleißendes Licht ab, das vor meinem Gesicht in die Höhe schoß.

Ströme durchrasten mich. Ich war gebannt. Konnte mich nicht mehr rühren. Hatte die Augen geöffnet, sah trotzdem nichts, aber ich hörte einen Schrei.

Nein, eine Stimme.

Sie stammte nicht von mir.

Jemand anderer rief aus der Unendlichkeit hervor meinen Namen.

Nicht nur einmal, sondern mehrmals.

»Johnnnn…!«

Plötzlich wußte ich, wem die Stimme gehörte.

Meinem verstorbenen Vater!

***

Der Abbé ließ die Tür weit offen und war gleichzeitig im Innern des Hauses zur Seite getreten, damit der Besucher das Gebäude ohne Schwierigkeiten betreten konnte.

Es war ein Gast, wie es ihn kaum geben konnte. Zumindest nicht in der Wirklichkeit. Höchstens in irgendwelchen Filmen oder Geschichten, die sich phantasievolle Autoren ausgedachthatten. Aber es gab ihn tatsächlich, er war kein Trugbild, er war die Wahrheit, denn er war Hector de Valois, das silberne Skelett, das seinen Platz in der engen Schlucht und damit auch seinen Sarg verlassen hatte.

Es ging nicht lautlos. Jeder Tritt war auf dem Pflaster vor dem Haus zu hören gewesen. Die Geräusche aber veränderten sich, als das silberne Skelett das Haus betrat und über den Steinboden ging.

Die Geräusche klangen heller, auch lauter, weil sie als Echos von den Wänden zurückgeworfen wurden.

Sie lockten andere Templer an.

Während der Abbé die Tür schloß, tauchten plötzlich seine Brüder auf, die mit verwunderten Blicken zuschauten, wie sich dieser unheimliche Gast durch das Haus bewegte, als wäre er hier schon öfter gewesen.

Niemand wagte jedoch, eine Frage zu stellen. Bemerkungen wurden geschluckt, denn sie wußten selbst, in welch einen Kreislauf sie eingeschlossen waren.

Das silberne Skelett blieb nach einigen Schritten stehen. Es wartete auf den Abbé, der ebenfalls den Bereich der Tür verlassen hatte und nun zu seinem Gast ging.

Neben ihm blieb er stehen. Seine Hand zuckte in die Höhe. Es sah für einen Moment so aus, als wollte er das Skelett streicheln, aber der Abbé ließ den Arm wieder sinken und wandte sich statt dessen an seine Templer-Brüder.

»Was immer ihr hier seht, ich kann euch auch keine Erklärung dafür geben, aber es muß wichtig sein, sonst hätte uns Hector de Valois nicht besucht.«

Die Männer nahmen es hin. Einige nickten. Ein anderer fragte:

»Möchtest du Begleitung haben?«

»Nein, danke. Das ist zwar sehr fürsorglich gemeint, Bruder Antoine, aber ich werde mit ihm allein zurechtkommen. Ich glaube auch nicht, daß wir direkt mit ihm etwas zu tun haben. Sein Kommen ist in einen gewaltigen Kreislauf eingeschlossen, in dem wir noch stecken. Aber wir werden aus ihm hervorkommen und ausbrechen, das denke ich schon. Ich glaube fest daran, daß Hector de Valois gekommen ist, um uns zu helfen. Es muß da etwas geben, das ihn in seiner Totenruhe gestört hat. Und es muß auch mit den Templern und somit mit uns zusammenhängen. Zumindest indirekt. Ich werde euch später informieren.«

Damit waren die Männer einverstanden, wenn auch nicht unbedingt beruhigt, aber das mußte auch nicht sein.

Der Abbé passierte seinen ungewöhnlichen Gast und bewegte sich auf die Tür des Arbeitszimmers zu. Er hörte hinter sich die Schritte des Knöchernen und wußte zugleich, daß er den richtigen Weg eingeschlagen hatte.

Er öffnete die Tür.

Das silberne Skelett betrat das Zimmer. Es strich dicht an Bloch vorbei, der erst jetzt sah, daß Hector de Valois das Siegel der Templer mitgebracht hatte. Es lag in der Mulde seiner zusammengelegten Knochenhände wie ein kostbares Kleinod. Deutlich zeichnete sich John Sinclairs Kreuz über dem liegenden Halbmond ab, der zudem von Sternen umgeben war.

Das Siegel mußte also wichtig für den alten Templer-Führer sein, sonst hätte er es bestimmt nicht mitgebracht.

Im Zimmer blieb es etwa einen Schritt hinter der Tür stehen und drehte seinen silbrigen Kopf. Es lagen keine Augen in den Höhlen, es würde nichts sehen können, aber der Abbé wußte trotzdem, daß dieses Skelett seine Umgebung genau beobachtete. Es nahm mit seinen geheimnisvollen Sensoren alles auf, was sich in der Umgebung befand, denn es hatte auch den Weg zum Haus gefunden. Ebenfalls gerufen durch die Macht des Würfels.

Wieder schaute es sich um.

Der Abbé sagte nichts. Er war zur Seite getreten, bis fast an seinen Schreibtisch heran. Er ließ das Skelett dabei nicht aus den Augen und wartete darauf, daß etwas geschah.

Und sein unheimlicher Besucher tat ihm den Gefallen auch. Das Gerippe ging plötzlich auf das Fenster zu, wobei die Scheibe sicherlich nicht sein Ziel war, sondern der vor ihr stehende Knochensessel.

Bloch wußte Bescheid.

Es würde denselben Weg gehen wollen wie zuvor John Sinclair.

Ein Besuch bei ihm. Vielleicht in einem fremden Land oder in einer fremden Zeit. Wer konnte das sagen?

Der Mund des Templers war trocken geworden. Er schaute fasziniert zu. Das Skelett hielt vor dem Knochensessel für einen Moment an und senkte den Kopf.

Wenn es sich setzen wollte, mußte es sich drehen. Kaum hatte der Abbé daran gedacht, als dies geschah. Das Skelett drehte sich um und nahm Platz.

Bloch schluckte. So etwas hatte er noch nicht erlebt. Ein Skelett saß auf einem Skelett.

Hector de Valois drückte sich zurück. Es war zu hören, wie seine Knochen die des Sessels berührten. Ein leichtes Schaben, aber kein Knacken, das auf ein Zusammenbrechen des Knochensessels

hingedeutet hätte.

Der Abbé hätte ihm gern einige Fragen gestellt, aber das Skelett konnte nicht antworten. So mußte der Abbé abwarten und zuschauen.

Das Siegel der Templer lag noch immer auf den Händen des Knöchernen. Er senkte den Blick. Es war wie ein Zeichen, denn plötzlich leuchtete das Kreuz für einen Moment auf.

Der Abbé wußte nun, daß die Verbindung zustandegekommen war. Es würde etwas geschehen.

Die Gestalt des Hector de Valoisstrahlte für einen Moment auf.

Unzählige Lichtpunkte umschwammen den Umriß, zirkulierten, flimmerten und lösten die Gestalt auf.

Der Abbé stöhnte leise, als er auf den leeren Sessel schaute. Er mußte einen Schritt zur Seite gehen, weil er eine Stütze brauchte. Sie fand er an seinem Schreibtisch.

Er hatte weiche Knie. Seine Lippen zitterten, aber er brachte keinen Laut hervor. Ihn schwindelte, doch er wußte zugleich, daß ihm nichts Besseres hatte passieren können. Schließlich war das Erscheinen des Hector de Valois von ihm persönlich eingeleitet worden.

Es kehrte auch nicht zurück. Es blieb verschwunden, aber es hatte ein neues Ziel gefunden.

Wo?

Der Abbé konnte nicht mal raten, nur hoffen. Und so hoffte er, daß Hector de Valois genau das Richtige tat und als Helfer einem gewissen John Sinclair zur Seite stand.

Mehr wollte der Abbé nicht verlangen…

***

Suko fühlte sich manipuliert, wenn er es vornehm ausdrückte. Anders herum mußte er sich sagen, daß er mit gewissen Vorgängen nicht mehr zurechtkam.

Zuerst hatte der tote Horace F. Sinclair so schrecklich geschrien.

Dann hatte er den Namen seines Sohnes gerufen. Mit lauter, aber auch mit schrecklicher Stimme, die Suko nie in seinem Leben vergessen würde. Und dann hatte der Tote geweint.

Aus den braunen, veränderten Augen waren die Tränen über die bläulichweiße Gesichtshaut gelaufen. Tränen eines Toten.

Warum? Weshalb hatte der Tote geweint? An sich schon war das ein unglaubliches Phänomen, aber Suko dachte einen Schritt weiter und auch daran, daß es ein Motiv geben mußte.

John – John Sinclair!

Etwas anderes konnte er sich nicht vorstellen. Der tote Horace F.

Sinclair war durch den Geist des ebenfalls verstorbenen Königs Lalibela verändert worden. Der Geist hatte in dieser Leiche einen neuen Wirtskörper gefunden. Die Farbe der Augen hatte sich

verändert, und er mußte es auch geschafft haben, eine Verbindung zu John Sinclair herzustellen.

Es war schwer für Suko, damit zurechtzukommen. Aber die Tatsachen ließen sich nicht übersehen, und er würde sie auch akzeptieren müssen, so hart es für ihn war.

Er drehte sich von der Leiche weg. Die Tränen waren versiegt, aber freuen konnte sich Suko darüber kaum. Er wußte ja, daß es weiterging, und natürlich drehten sich seine Gedanken immer wieder um seinen Freund John Sinclair.

Wenn er ehrlich zu sich selbst war, mußte er zugeben, daß er in Johns Haut nicht stecken wollte. Er überlegte, ob er in London anrufen sollte. Er nahm davon Abstand, weil er Sir James nicht noch stärker beunruhigen wollte. Diesen Fall mußte John allein durchstehen.

Er hatte es so kommen sehen. Es ging hier nicht nur allein um den Fluch der Sinclairs, dahinter steckte etwas ganz Großes und Gewaltiges, was Menschen kaum auszusprechen wagten.

Es ging um die Bundeslade und damit um eines der größten Rätsel der Welt.

John wollte sie finden. Er war davon überzeugt gewesen. Aber er hatte auch den Weg allein gehen müssen und wollen. Suko war erst später eingeweiht worden. Im nachhinein ärgerte ihn dasnoch. Vielleicht hätte er das Leben der beiden Sinclairs retten können.

So aber waren sie tot.

Das hätten sie zumindest sein müssen, aber Suko hatte berechtigte Zweifel bekommen, was Horace F. Sinclair anging. So wie er reagierte kein Toter. Ein Toter konnte nicht reagieren. Dieser Mann war tatsächlich von einer bösen Macht beseelt.

Auch wenn der König Lalibela damals mit den Templern zusammengearbeitet hatte, schätzte Suko ihn nicht als unbedingt positiv ein. Allein deshalb, weil die neuen Anhänger in seinem Sinne Morde in Auftrag gaben oder selbst mordeten.

Da war die tote Alischa das beste Beispiel. Sie räumten jedes Hindernis aus dem Weg, das die Suche nach der Bundeslade stören konnte.

Aber John hatte die Spur gefunden.

Suko fühlte sich in diesem Anbau nicht wohl. Aber er traute sich nicht, die beiden Leichen aus den Augen zu lassen, weil er immer noch den Eindruck hatte, daß es weiterging, daß noch etwas passieren würde. Nicht mit Mary, dafür mit Horace F. Sinclair.

Er war auch froh, allein zu sein. Der Constabler störte ihn nicht.

Suko hoffte, daß es in den nächsten Stunden auch so bleiben würde, denn diesen Weg konnte er nur allein gehen.

Etwas passierte mit den braunen Augen.

Suko hatte es zuerst nur am Rande wahrgenommen, praktisch während einer Drehung. Nun konzentrierte er sich auf das Gesicht des Toten.

Starr blieb die Haut.

Aber nicht die Augen.

Sie bewegten sich zwar nicht direkt, dafür aber malte sich in oder auf ihnen etwas ab. Nein, diesmal war es kein Lichtstrahl, der auch schnell wieder verschwand.

Es war etwas anderes.

Zwei Bilder in zwei verschiedenen Augen. Doch die beiden zeigten dasselbe Motiv.

Vor Staunen blieb dem Inspektor der Mund offenstehen. Er schüttelte den Kopf und hauchte: »Das gibt es doch nicht.«

Noch einmal blickte er hin.

Ja, es stimmte.

In beiden Pupillen sah er winzig klein zwar, aber doch genau zu erkennen, das silberne Skelett des Hector de Valois. Und er fragte sich, wie es in diesen Kreislauf hineingeraten war.

***

Mikail, einer der Wächter der Lade, hatte sich zwei Schritte von der Gruppe der Templer entfernt. Sie hatten ihn auch nicht zurückgehalten, denn sie vertrauen weiterhin auf ihre Stärke und natürlich auf die ihrer Waffen.

Außerdem hatte Mikail nicht vor, den Platz hier zu verlassen. Er verschwendete keinen Gedanken an Flucht, denn was in seiner Nähe passierte, war viel zu interessant und weitreichend. Sein eigenes Schicksal hatte er zurückgestellt. Er wußte auch nicht, wie der Fall ausgehen würde, positiv oder negativ. Ihm war es letztendlich egal, denn Mikail fühlte sich nur als Figur in einem Spiel, dessen Regeln ihm doch ziemlich fremd waren.

Seine Gedanken waren bei John Sinclair. Er drückte diesem Fremden beide Daumen. Er wünschte ihm alles Glück der Welt, denn er wußte, daß dieser Mann nicht von kriegerischen oder machtbesessenen Gedanken beherrscht wurde, sondern die Kapelle in lauterer Absicht betreten hatte, um sich endlich einen Traum zu erfüllen.

Er war würdig genug. In seinem Besitz befand sich das Schwert des Salomo, und selbst Mikail hatte sich nicht getraut, nachzufragen, obwohl er gern mehr über die Waffe gewußt hätte, inderen Mitte sich der Goldstreifen abzeichnete.

Er drehte den Kopf. Sein Blick saugte sich an den Fenstern der kleinen Kapelle fest. Die Außenmauern schimmerten hell. Nicht so die Fenster, deren Scheiben in den Nischen lagen. Sie waren im Laufe der Zeit dunkel geworden. Aus einer bestimmten Entfernung ließen sie

keinen Durchblick mehr zu.

Das hatte sich verändert. Mikail kannte das Innere der Kapelle. Er wußte auch, daß dort zahlreiche Kerzen standen, die hin und wieder angezündet wurden. John Sinclair hatte dies getan, und das war auch seine Arbeit gewesen.

Nie wäre Mikail der Gedanke gekommen, das schwere Tuch vom Heiligtum wegzuziehen, um einen Blick auf die Lade zu werfen. Davor hatte er zuviel Angst und auch Respekt. Es wäre für ihn ein schrecklicher Frevel gewesen, hätte er seiner Neugierde freie Bahn gelassen. Er war nur glücklich gewesen, sich in der Nähe der Lade aufhalten zu dürfen, denn nur wenige waren auserwählt.

Aber würde nach John Sinclairs Besuch wirklich alles so bleiben, oder würde es zu Veränderungen kommen?

Er wußte es nicht. Er konnte nicht mal raten, und er wußte auch nicht, ob John es schaffte, die Kapelle lebend wieder zu verlassen.

Die Lade war gefährlich. Mikail glaubte daran, daß die alten Schriften nicht gelogen hatten. Das war kein Spielzeug, kein Spaß. Sie bargen möglicherweise ein schreckliches Geheimnis, das in uralter Zeit sogar Kriege entschieden hatte.

Jemand löst sich aus der Gruppe der Templer und kam auf Mikail zu. Es war Hagir, der Mörder. Er blieb neben Mikail stehen, der diesen Mann keines Blickes würdigte.

»Was denkst du?« fragte Hagir.

»Sollte ich denn denken?«

»Ja, jeder Mensch denkt.«

»Vielleicht.«

Hagir lachte leise. »Ich kann mir schon vorstellen, was du denkst, Mikail. Du wünscht uns alle zum Teufel, hinein in das heißeste Höllenfeuer, nicht wahr?«

»Gibt es denn das Höllenfeuer?«

»Ich weiß es nicht. Ich war noch nicht dort. Aber ich kann dir versprechen, daß du, falls es das Feuer gibt, noch vor mir darin verbrennst.«

Mikail schüttelte den Kopf. »Du brauchst dir keine Sorgen zu machen, Hagir. Ich werde dir nicht gefährlich werden können. Außerdem läßt du dich von deinen Freunden beschützen.«

»Ja, das stimmt. Sie halten zu mir. Denn sie wissen, was sie an mir haben.«

»Was denn?«

»Macht, Erfolg, Reichtum!« Jedes Wort hatte er abgehackt ausgesprochen. Er war von sich und seiner Sache überzeugt.

Mikail warf ihm einen schrägen Blick zu. »Ihr habt vor, die Regierung zu stürzen, nicht wahr?«

»Daran denken wir tatsächlich.«

»Wird es dem Volk bessergehen, wenn ihr eine fundamentalistische Ordnung errichtet?«

»Das weiß ich nicht. Wir werden es schon regeln.« Er streckte seinen rechten Arm aus und deutete auf die Kapelle. »Und zwar mit ihrer Hilfe, Mikail. Mit der Hilfe der Lade. Sie wird unsere Macht bestätigen. Die Menschen hier glauben noch an sie. Sie wird mächtiger sein, als der Kaiser je gewesen war, und sie wird auch mächtiger sein als die Patriarchen der Kirche. In ihrem Sinne werden wir das Land regieren.«

Mikail nickte nachdenklich, bevorer fragte: »Denkst du dabei auch an die Gefahren?«

»Was könnte uns denn gefährlich werden?«

»Die Lade selbst. Du kennst die alten Schriften, die über das Volk der Juden berichten? Wenn ja, dann weißt du auch, welche Angst Moses durchlitten hat, als er sich allein auf den Berg Sinai begab, um die Gesetze Jahwes zu hören. Die Lade hat nicht nur Glück gebracht, denn du mußt dich auch daran erinnern, daß Moses beabsichtigte, sie zu zerstören, weil sein Volk plötzlich die anderen Götter anbetete, unter anderem auch Baal.«

»Ja, das ist wahr, Mikail. Ich brauche keine Belehrung. Uns aber geht es weniger um Moses als um Lalibela. Denke an seine Zeit, die nicht so lange zurückliegt. Er hat die Lade beschützt. Er hat sie verteidigt, und unsere Vorfahren haben ihm dabei geholfen. Wir entstammen einem alten Templer-Geschlecht, und die Templer haben sich damals auf die Seite des Königs gestellt. Sie blieben im Land, und sie vermischten sich mit Juden und Christen.«

»Ich kann trotzdem nicht auf deiner Seite stehen«, sagte Mikail, »denn alte Zeiten sollten wirklich begraben und vergessen sein. Es ist nicht gut, wenn sie zurückkehren, denn alte Zeiten beinhalten auch alte Grausamkeiten.«

Hagir faßte ihn an. Er grub seine Hand in die Schulter des Hüters.

»Du redest zwar wie ein Prophet, aber denke immer daran, daß du keiner bist. Niemand kann uns stoppen. Wir haben uns einmal entschlossen und werden die Kräfte der Lade nutzen.«

»Ja!« flüsterte Mikail in das Dunkel hinein. »Aber laß mir trotzdem meine Meinung.«

»Dagegen haben wir nichts. Vorausgesetzt, du erhebst dich nicht gegen uns, wie es einige der Mönche getan haben. Andere sind geflohen, aber die verbohrten…«

»Sie waren nicht verbohrt. Sie haben nur an ihre Aufgabe gedacht. Wenn du sie so einstufst, dann bist auch du verbohrt. Wenn ich darüber nachdenke, hättet ihr auf sie hören sollen. Ich kann mir gut vorstellen, daß sie euch davon abhalten wollten, die Kapelle zu betreten.«

»Das ist wohl wahr. Wir haben sie auch dann nicht betreten, sondern Sinclair vorgeschickt. Er wird uns den Weg freimachen.«

»Ich weiß es nicht.«

»Aber ich.«

»Du warst noch nie in der Kapelle?« fragte Mikail.

»Nein. Man ließ mich nicht hinein. Ich hätte es mit Gewalt versuchen können, aber das wollte ich auch nicht. Ich habe einen bestimmten Zeitpunkt abgewartet.«

»Eben.«

Hagir zögerte mit seiner nächsten Frage, da er erst nachdenken mußte. »Dieses *eben* hat sich sehr bedeutungsvoll angehört. Kann ich daraus schließen, daß du mehr über die Kapelle weißt?«

Mikail seufzte. »Noch viel zuwenig.«

»Aber du weißt etwas?« Hagir ließ jetzt nicht mehr locker. Er war auf den Geschmack gekommen. »Was ist mit der Kapelle los? Du mußt es wissen. Du bist ein Wächter der Lade gewesen. Du hast sie auch betreten können.«

Mikail schaute das Gebäude an. Nach einer Weile nickte er: »Ja, das stimmt, Hagir. Du hast dich nicht geirrt. Ich bin öfter in der Kapelle gewesen, und ich habe die Lade gesehen.«

»Verdeckt?«

Der Wächter lächelte vor sich hin und schüttelte dabei den Kopf.

»Natürlich verdeckt. Auch jemand wie ich darf sich nicht trauen, das Tuch wegzuziehen.«

»Hoffentlich denkt Sinclair da anders.«

»Das wird er wohl.«

Hagir schaute gegen die Außenmauern. »Es würde mich interessieren, was er jetzt gerade erlebt.«

»Er wird das spüren, was auch ich festgestellt habe.«

»Aha. Und was ist das? Mir scheint, als würde es sich lohnen, mit dir zu reden.«

»Er wird wahrscheinlich merken, daß er nicht allein ist.«

»Klar, die Lade…«

»Nein, das habe ich damit nicht gemeint. Er ist nicht allein, denn es umgeben ihn die Schatten. Die Seelen der Toten, die sich in der Kapelle zusammengefunden haben. Sie verteidigen die Lade. Denn *sie* sind es, die sie zu ihren Lebzeiten bewacht haben. Jeden Fremden, jeden, der es versucht, sich ihr zu nähern, werden sie aus dem Weg räumen.«

»Töten…?«

Mikail nickte. »Ja, denn die Seelen der Toten sind die eigentlichen Wächter. Die Schatten aus den anderen Reichen. Du kennst sie nicht, aber ich weiß darüber Bescheid. Sie beherrschen die Kapelle. Sie achten darauf, daß der Lade niemand zu nahe kommt, und ihre Macht

beschränkt sich nicht allein auf dieses kleine Gebiet. Sie können es verlassen. Sie können Spuren aufnehmen und vieles schon im Ansatz stören.«

»Woher weißt du das?«

»Ich habe es erfahren. Und ich weiß nicht, ob sich John Sinclair gegen sie verteidigen kann. Es sind keine Freunde der Sinclairs. Sie wollen alles von der Lade fernhalten, was ihr gefährlich werden könnte. Deshalb haben sie auch vor kurzem getötet.«

»Wen?«

»John Sinclairs Eltern!«

Hagir schwieg. Er war sogar so geschockt, daß er die Lippen zusammenpreßte und nicht in der Lage war, eine Antwort zu geben.

Nach einigen Sekunden schüttelte er den Kopf. »Ich glaube es dir nicht. Du willst mir Angst einjagen.«

»Nein. Auf keinen Fall. Wer die Lade in Ruhe läßt, den lassen sie ebenfalls in Ruhe. So ist es auch bei mir gewesen, wenn ich mich in der Kapelle aufhielt. Aber ich wußte genau, daß sie da waren, denn ich habe sie gespürt. Man kann sie nicht übersehen. Man fühlt sie. Die Schatten sind da, und manchmal spüre ich sie auch hier in meinem Innern.« Er zeigte auf seine Brust.

»Das kann ich nicht glauben.«

»Ich wollte es dir nur gesagt haben. Wundere dich nicht, wenn es selbst ein John Sinclair nicht schafft. Auch meine Seele wird sich nach meinem Tod zu den anderen hin begeben, und ich werde weiterhin über die Lade wachen bis ans Ende der Zeiten.«

Hagir hatte seine Überraschung verdaut. Er konnte wieder lachen.

So laut, daß selbst seine Freunde die Köpfe drehten, weil sie wissen wollten, was da passierte. »Nein, Mikail, diesmal hast du dich geirrt, und zwar voll geirrt. Die Lade wird nicht mehr bewacht werden können, weil sie die letzte Zeit hier in der Kapelle gestanden hat. Wenn der Bann einmal gebrochen ist, werden wir sie holen und an einen anderen, einen sicheren Ort schaffen.« Hagir winkte ab. »Und überhaupt. Ich glaube dir nicht, daß Seelen über sie wachen.«

Mikail schaute den Templer nur an. Er zog es vor zu schweigen. Es regte sich auch nichts in seinem Gesicht, bis er den Kopf schüttelte wie jemand, der sich plötzlich entschieden hatte, etwas erklären zu wollen. »Nein, Hagir, nichts von dem, was du gesagt hast, wird passieren, glaube es mir. Wir halten die Fäden nicht in den Händen. Das tun andere, und es sind gewaltige Kräfte in Bewegung gesetzt worden, das spüre ich.«

»Ja, wir sind hier.«

»Andere«, sagte Mikail leise. »Völlig andere Kräfte. Sie sind gefährlich, und sie sind nicht zu fassen.«

Hagir wollte etwas sagen, aber er schluckte die Worte hinunter.

Sein Blick war wieder einmal auf die Kapelle gerichtet, besonders lange auf ein Fenster.

Hinter der Scheibe blitzte es auf. Etwas schien plötzlich sehr grell hindurch. Es sah so aus, als sollte das Fenster zerstört werden, denn das Licht ließ sich durch nichts dämpfen. Vor dem Viereck entstand so etwas wie ein heller Spiegel, der jedoch nicht lange blieb und rasch wieder zusammenfiel.

Scharf atmete Hagir aus. »Was war das?« zischte er Mikail zu.

Der Wächter bewegte sich nicht. Seine Augen waren noch immer gegen die Kapelle gerichtet. Er hielt die Lippen fest zusammengepreßt und atmete nur durch die Nase. Er wurde erst wieder normal, als Hagir ihn anfaßte und durchschüttelte.

Die restlichen Templer fühlten sich ebenfalls gestört. Sie sprachen durcheinander. Jeder wollte wissen, was in der kleinen Kapelle geschehen war, aber die Antwort konnten weder Hagir noch Mikail geben.

Hagir ließ nicht locker. Er drängte Mikail zurück. »Warum haben wir das Licht gesehen, verdammt?«

»Es muß an John Sinclair gelegen haben.«

»Nur an ihm?«

»Nein, auch an der Lade. Er wird sie jetzt gesehen haben!« flüsterte Mikail und vergrub sein Gesicht in beide Hände. Auch für ihn mußte es kaum zu fassen sein, was da abgelaufen war. Er kam damit noch nicht zurecht und konnte nur hoffen, daß Sinclair noch lebte.

Der Templer zeigte sich unentschlossen. Mal sah er aus wie jemand, der auf die Kapelle zulaufen wollte, dann erinnerte er an einen Menschen, der mehr an Rückzug dachte. Schließlich hatte er sich für einen Mittelweg entschlossen und wandte sich auch an seine Freunde. »Wir werden noch warten«, erklärte er. »Nicht die Nacht über. Aber die nächsten zehn Minuten müßten entscheidend werden.«

Begeistert sahen seine Freunde nicht aus, was Hagir wiederum ärgerte. »He, was ist los mit euch? Wollt ihr nun mitmachen? Wir sind dicht am Ziel und…«

»Da kommt jemand!« Aus der Gruppe war die Stimme des Mannes ziemlich laut erklungen, und Hagir stoppte zunächst seine Tirade. Nach einer kurzen Verunsicherung fragte er nur: »Wo denn?«

Der Sprecher deutete dorthin, wodie Schatten der Nacht die Hütten der Mönche begruben. »Aus dieser Richtung kamen die Geräusche, Hagir.«

Auf einmal war die Kapelle für alle nicht mehr interessant. Die Köpfe hatten sich gedreht, und auch Mikail starrte in die entsprechende Richtung.

Niemand sprach mehr. Die Männer hielten den Atem an. Fremde Bewegungen sahen sie nicht, dafür wiederholten sich die Geräusche.

Ja, es waren Schritte!
Sorgsam gesetzt, bedächtig, fast zweifelnd.
Und jedes Aufsetzen hinterließ ein Echo.
Nicht wie bei normalen Schuhen.
Dieses hier klang heller, beinahe schon metallisch. Der leichte Wind brachte die Geräusche näher, und plötzlich sahen die Männer etwas Helles, das sich zwischen den Mauern der Hütten abzeichnete. Zunächst vermuteten sie einen Lichtschimmer oder den Reflex eines Spiegels, aber diese Helligkeit war anders. Sie blieb auf einen Punkt konzentriert, und die Farbe war nicht weiß, sondern leicht silbrig.
Hagir wollte es genau wissen. Als Anführer fühlte er sich verpflichtet, genauer nachzuschauen. Mit einer heftigen Bewegung schleuderte er den Umhang zurück, um durch das Kleidungsstück nicht mehr gestört zu werden. Dann stieß er das Gittertor auf, ging noch weiter, blieb aber schon nach wenigen Schritten stehen, und zwar abrupt.
Seine Augen weiteten sich. Er hatte erkennen können, wer sich da näherte, aber selbst ihm blieben die Worte im Hals stecken. Er kam zurück, aber er hatte sich nicht gedreht, denn er ging rückwärts. Dabei hielt er den rechten Arm ausgestreckt, um gegen den zu deuten, der näher und näher kam.
Auch die anderen Templer trauten ihren Augen nicht. Der Ausdruck des Entsetzens stahl sich in ihre Gesichter. Selbst Mikail wußte mit der Gestalt nichts anzufangen.
Nein, so etwas hatte er noch nie in seinem Leben gesehen. Er spürte den Schweiß auf seinen Handflächen, und er wußte jetzt, daß immer weniger klar war.
Aus dem Dunkel näherte sich ein Joker – ein silbernes Skelett…

***

Die Lade, das Schwert des Salomo und ich waren zu einem regelrechten Kunstwerk zusammengewachsen. Hinzu kam noch mein Kreuz, das seine Energien freigab, aber das nahm ichnur am Rande wahr. Ich stand unbeweglich auf der Stelle und lauschte in mich hinein, denn ich hatte mich nicht geirrt.
Es war die Stimme meines Vaters gewesen.
Meines toten Vaters!
Oder lebte er noch? Und meine Mutter ebenfalls. Hatte ich nur einen Alptraum durchlitten, als ich am Rad der Zeit festgebunden worden war? Aus dieser Zeitspanne wußte ich nichts mehr. Ich kam damit auch nicht zurecht. Selbst die Bundeslade war völlig uninteressant für mich geworden. Ich wartete auf eine weitere Nachricht.
Sie erfolgte nicht.
So blieben die letzten beiden Schreie in meiner Erinnerung, und sie hatten sich angehört, als wäre jemand dabei, sich schreckliche Sorgen

um mich zu machen. Wie eben ein Vater um sein Kind.

Es gelang mir, den Mund zu bewegen. Das Sprechen fiel mir trotzdem schwer. Ein Wort nur brachte ich hervor.

»Vater…?«

Nein, es hatte keinen Sinn, denn er meldete sich nicht. Er blieb stumm und in seiner eigenen Welt gefangen, die möglicherweise auch die Welt der Toten war.

»Johnnn!«

Innerlich fuhr ich zusammen. Äußerlich blieb ich völlig bewegungslos. Ich war keinem Irrtum verfallen. Er hatte abermals meinen Namen gerufen und ihn in mein Gehirn geschickt.

Plötzlich fing ich an zu frieren. Es schüttelte mich durch. Ich hatte Angst, wieder aus der Starre in das normale Leben zurückzukehren, deshalb schloß ich die Augen.

Jemand war dabei, um mich zu trauern oder zu weinen. Das hörte ich sehr deutlich. Plötzlich verschwand das Licht auf einen Schlag.

Die normale Welt hatte mich wiederund ich stellte erst jetzt fest, daß ich nicht mehr stand, sondern auf dem Rücken lag. Ich war gefallen, ohne es zu merken, hatte mir jedoch nichts geprellt oder gestoßen. Noch hielt ich das Schwert des Salomo fest. Und auf meiner Brust lag das Kreuz, das jetzt wieder seinen normalen Glanz verbreitete.

Ich war nicht erschöpft, aber es ging mir auch nicht gut. In der Brust spürte ich Stiche. Über mir lag die Decke – versunken in der dunklen Flut.

Beim Fallen war ich auf der Decke gelandet, unter der die Lade verborgen gewesen war. Deshalb wohl ging es mir auch relativ gut, aber ich war trotzdem völlig fertig, denn die Stimme meines toten Vaters hatte ich nicht vergessen.

Er hatte mich gerufen.

Seine Stimme würde nie mehr aus meiner Erinnerung weichen.

War es so etwas wie ein Abschied gewesen? Hatte mir mein Vater noch aus seiner Welt heraus helfen wollen? Oder war er gar nicht tot? Was hatte er mit mir und der Lade zu tun?

Etwas schob sich wie eine Headline in meine Gedanken hinein: Es war der Fluch der Sinclairs!

Ich wurde ihn einfach nicht los. Er kehrte immer wieder zurück.

Selbst aus dem Jenseits wurde ich mit ihm konfrontiert. Aber wieso war es meinem Vater möglich gewesen, sich bei mir zu melden? Er war kein Magier, er war ein normaler Mensch gewesen und war auch, wenn man so wollte, auf eine normale Art und Weise gestorben, auch wenn man ihn und meine Mutter grausam ermordet hatte.

Ich kam damit nicht zurecht. Aber ich konnte auch nicht liegenbleiben und drückte mich langsam in die Höhe. Das Schwert diente mir als Stütze. Die Spitze hatte ich gegen den Boden gedrückt,

und meine Hände lagen auf dem Griff. Der innere Ring um meine Brust war noch immer vorhanden, undbeim Einatmen spürte ich die leichten Schmerzen.

Ich sah nicht nur erschöpft aus, ich fühlte mich auch so, aber es mußte weitergehen, vor allen Dingen jetzt, wo ich es geschafft hatte und tatsächlich vor der Bundeslade stand.

Ich hob den Kopf an.

Das Bild war geblieben.

Die Lade hatte sich nicht bewegt und sich auch durch den Kontakt mit dem Schwert nicht verschoben oder geöffnet.

Trotzdem war etwas anders geworden.

Im ersten Augenblick fiel es mir schwer, die Dinge genau zu erkennen. Es war mehr ein Gefühl, vielleicht auch eine Warnung. Deshalb hob ich den Blick an und schaute zum Ende der Lade.

Ja, es hatte sich etwas verändert.

Und sicherlich nicht zu meinen Gunsten.

Die beiden Cherubim schauten sich nicht mehr gegenseitig an, sondern starrten in eine andere Richtung, auf ein neues Ziel.

Das Ziel war ich!

***

Mir stockte der Atem, als ich die Gesichter der mythischen Wesen auf mich gerichtet sah. Damit hatte ich einfach nicht rechnen können. Ich war Realist, der immer wieder mit Dingen, Vorfällen und auch Tatsachen konfrontiert wurde, die oft rational nicht zu erklären waren. Auch jetzt suchte ich, nachdem ich meine Überraschung einigermaßen verdaut hatte, nach einer Erklärung.

Das Schwert des Salomo hatte die Lade berührt und dabei gewaltige Energien freigesetzt. Eine Aura war durch das Innere der Kapelle gehuscht. Grelles und weißes Licht, so zumindest mußte es ausgesehen haben. So recht konnte ich dem nicht zustimmen. Es war nicht nur Licht. Es konnte auch eine andere Form der Energie gewesen sein, und zwar Elektrizität, Hochspannung.

An diesem Wort blieben meine Gedanken hängen. Es gab Theorien, die besagten, daß das Innere der Lade nicht aus Steintafeln bestand, sondern aus einem Material, das Energie produzierte, was immer es auch sein mochte. Es waren Kräfte freigelassen worden, und diese Kräfte hatten auch die Cherubim bewegt.

War die Bundeslade also doch elektrisch geladen?

Mir war es noch nicht möglich, das zu bestätigen. Dazu mußte ich sie untersuchen, öffnen, hineinschauen – nur würden die beiden Hüter etwas dagegen haben.

Das Licht der Kerzen verteilte sich optimal. Von verschiedenen Seiten wurden die Cherubim angeleuchtet. Die weich wirkende Helligkeit

streifte ihre breiten Gesichter, aus denen ich nichts entnehmen konnte.

Es war tatsächlich für mich nicht zu erkennen, ob ich es hier mit weiblichen oder männlichen Personen zu tun hatte. Am besten gefiel mir der Ausdruck neutral. Sie waren beides nicht, und da kam mir der Vergleich mit Engeln in den Kopf.

Noch knieten sie.

Noch hatten sie ihre Schwingen oder Flügel nicht ausgebreitet. Sie lagen wie hohe und breite Kämme auf ihren Rücken. Die Körper beugten sich mir zu, wobei ich keinesfalls davon ausging, aß sie mich auf diese Art und Weise begrüßen wollten.

Ich mußte sie als Feinde ansehen. Ich war der Eindringling, und ich hattedurch mein Eingreifen tatsächlich für eine Veränderung gesorgt, vielleicht für die erste überhaupt seit vielen Jahren.

Aber ich hatte überlebt.

Und das wiederum gab mir auch weiterhin Hoffnung. Diese mächtigen Energiestöße hätten jeden anderen sicherlich vernichtet, doch mich hatten sie nicht erwischt. Ich hatte sie geleitet und zugleich abgeleitet, und ich hatte mich auf einen mächtigen Beschützer verlassen können.

Nicht nur auf das Schwert, sondern auf mein Kreuz. Es hatte ja gestrahlt, mich geblendet, und sein Licht war anders gewesen als das unmittelbar an der Lade.

Allmählich fand ich meine innere und äußere Einstellung zurück.

Ein erster Schritt zum Ziel lag hinter mir. Ich mußte den zweiten gehen und noch einmal an die Lade heran. Dabei war ich gespannt, wie die Cherubim reagieren würden.

Was waren sie? Böse Engel? Fremde Götter? Halbwesen? Jedenfalls stammten sie aus dem altägyptischen Kulturraum, und ich erinnerte mich daran, daß der Erbauer der Lade in Ägypten aufgewachsen war. In einem Land, aus dem Moses das Volk schließlich herausgeführt hatte.

Cherubim? Sphinx? Wo gab es hier die Trennung?

Von draußen hörte ich nichts. Die Templer und auch Mikail blieben zurück. Ich war sicher, daß sie etwas von diesem energiegeladenen Vorgang mitbekommen hatten, das Licht mußte sich einfach an den Fenstern abgezeichnet haben. Es traute sich nur niemand näher, und das war auch gut so.

Ich aber bewegte mich auf die Lade zu. Sie stand auf dem Podest.

Das mußte ich erklettern, brauchte dann nur noch den Deckel zu öffnen.

Es wäre leicht gewesen – ohne die beiden Cherubim.

Einen Schritt weiter ließen sie mich kommen. Sie hatten mich nur näher zu sich herangelockt.

Den zweiten Schritt tat ich nicht, denn plötzlich bewegten sich die

beiden wieder. Es war keine Hast zu erkennen, sie richteten sich auch nicht auf, sie zuckten nur mit den Gesichtern, wobei sich seltsamerweise ihr Ausdruck nicht veränderte. Es kam mir vor, als hätten sie einfach die Augenbrauen ein wenig angehoben.

Die Münder blieben geschlossen. Trotz des weichen Lichtscheins sahen sie hart aus. Sie erinnerten mich dabei an eine Metallplastik, die irgendwo in einem Museum stand.

Ich ging nicht mehr weiter, weil ich zunächst etwas herausfinden wollte. Dabei würde mir die kleine Leuchte helfen. Ich zog sie hervor und strahlte zunächst den linken der beiden Wächter an. Der Kegel tupfte in das Gesicht, und zum erstenmal sah ich, daß sie nicht von Grund auf nur blaß waren. Die ›Haut‹ schimmerte rötlich, aber besser paßte noch der Vergleich mit dem Metall Kupfer.

Beinahe wie der Eiserne Engel, der zusammen mit Myxin und Kara lebte. Keine Steinfiguren also. Mehr energiegeladene Wesen aus Metall. Der Kreis wanderte auch weiterhin über das Gesicht hinweg. Er glitt dabei höher und erwischte das rechte Auge.

Keine Reaktion.

Kein Zucken, kein Zwinkern. Ein Cherubim reagierte nicht auf äußere Reize.

Die Nase war kantig und glatt. Der Mund breit. Die Lippen lagen zusammen. Und in den Augen sah ich keinen Ausdruck. Sie wirkten leer.

Der Strahl glitt wieder tiefer und strich über die Breitseite der Lade hinweg. Ob sie aus Holz oder Metall gebaut worden war, konnte ich noch nicht beurteilen. Das Verhältnis Lade – Cherubim stimmte nicht, das warklar. Die beiden Hüter kamen mir eigentlich zu groß vor.

Ich steckte die Lampe wieder weg. Das Kerzenlicht reichte aus.

Wenn ich die Lade öffnen wollte, mußte ich die beiden Cherubim weglocken. Das würde nicht durch Worte geschehen. Ich hob das Schwert an. Es war leicht, die Klinge nach vorn zu stoßen und sie in den Körper des Wächters zu stoßen. Schon als Geste mußten sie es erkannt haben, nur taten sie nichts dagegen.

Sie ließen mich weiterkommen. Ich nahm die Chance wahr und ging so nahe an sie heran, daß die Schwertspitze sie berühren konnte.

»Hüte dich!«

Die Waffe zuckte zurück, als ich die Stimme vernahm. Auf einmal war sie da, und ich wußte nicht, wer gesprochen hatte. Aus dem Unsichtbaren hatte sie mich erreicht. Nicht aus einer Wolke, auch nicht aus dem Feuer, wie es damals in der alten Zeit gewesen sein mußte, was man im Alten Testament nachlesen konnte.

Für mich war es eine erste Warnung gewesen, der ich auch nachkam. Ich wußte, daß ich nicht mehr allein war und aus dem Unsichtbaren beobachtet wurde.

Aber wer lauerte mir auf?

Ich ließ meinen Vorsatz zunächst fahren, trat wieder zurück und drehte den Kopf.

Nein, zu entdecken war nichts. Dunkelheit und Licht hielten sich die Waage. Auch in den schattigen Ecken der Kapelle zeichnete sich keine Gestalt ab, die den Raum heimlich betreten hatte.

Aber es war eine Stimme gewesen. Und diesmal hatte ich nicht die meines toten Vaters gehört. Die andere hatte neutral geklungen.

Nicht einmal böse, aber die Gefahr, daß dieser Warner auch anders konnte, lag nach wie vor in der Luft.

Ich umging die Lade. Die Lücken zwischen den aufgestellten Kerzen waren groß genug, ich stieß gegen keinen Ständer. Ich schaute dem Flackern der Feuerzungen zu, die so große Schattenflügel über den Boden streichen ließen, wobei die Decke der Kapelle aber im Dunkeln blieb.

Eine weitere Warnung erwischte mich nicht, so daß ich die erste allmählich vergaß.

Dennoch war es anders geworden. Ich sah zwar niemanden, aber ich fühlte mich trotzdem nicht mehr allein. Es war einfach das Gefühl da, unter Kontrolle zu stehen, und wieder vernahm ich das Wispern dicht an meinem Ohr. Sogar etwas Kühles streifte mich.

Ich drehte mich um.

»Du willst uns sehen?«

»Ja.«

»Dann komm mit.«

»Wohin?«

»Es ist nicht weit«, sagte die Flüsterstimme.

Noch zögerte ich. Wenn ich mich weglocken ließ, dann blieb die Lade allein zurück. Dann konnte es durchaus sein, daß ich eine zweite Chance nicht mehr bekam, weil man mich umgebracht hatte.

Zwar war die Kapelle klein, aber nicht klein genug, um nicht irgendwelche Geheimnisse zu verbergen.

»Warum zögerst du?«

»Ich will in keine Falle gelockt werden.«

»Wenn wir dich hätten töten wollen, wäre das kein Problem für uns gewesen.«

Es gab ja Menschen, die sich von derartigen Worten einschüchtern ließen. Ich konnte damit nicht dienen. An diese Drohungen zu glauben, hatte ich mir abgewöhnt. Erklärungen wiediese lenkten die anderen oft nur von ihren eigenen Problemen ab.

»Das glaube ich nicht. Aber gut, ich werde euch folgen, wer immer ihr auch seid.«

»Du wirst uns kennenlernen.«

»Darauf hoffe ich.«

»Dann geh jetzt weiter.«
»Und wohin?«
»Vorbei an den Kerzen. Geh dorthin, wo die Kapelle endet. Da wird alles anders…«
Das glaubte ich nicht so recht, denn ich hatte bei meinem ersten Rundgang keine Veränderung gesehen. Aber es hielt sich jemand in meiner Nähe auf. Das bemerkte ich auf eine schon unheimliche Art und Weise. Kein Körper begleitete mich, auch keine Gestalt, sondern etwas Gestaltloses. Ich nahm diesen Begleiter auch nicht direkt wahr, sondern immer nur dann, wenn die Flammen in meiner Nähe für einen Moment dunkel wurden. Eine, höchstens zwei Sekunden verschwanden sie in der Schwärze. Dann aber waren sie plötzlich wieder vorhanden und flackerten auf.
So ging das nicht nur bei einer Kerze, sondern bei allen in meiner Nähe, und selbst bei der letzten Kerze passierte dies. Danach sah ich wieder die hintere Wand der Kapelle, über die der seichte Flammenhauch hinwegstrich.
Ich blieb stehen und drehte mich um.
Die Flammen brannten ruhig weiter. Nichts mehr störte sie. Aber ich war verdammt mißtrauisch geworden und wußte jetzt, daß mich Schatten begleiteten. Lichtlose, amorphe Extrakte aus einer geheimnisvollen Totenwelt.
Erklärungen?
Ich hatte sie nicht. Aber ich dachte an die völlig finstere Welt des Spuks, die sich aus den Seelen der getöteten Dämonen zusammensetzte. War es möglich, daß er die Schatten geschickthatte und ebenfalls in diesem Spiel mitmischte?
Aber der Begriff der Schatten brachte mich noch auf einen anderen Gedanken. Ich sah mich wieder auf dem Rad der Zeit. Ich erlebte diese Horror-Tour verkürzt. Ich dachte wieder daran, wie meine Eltern so brutal ermordet worden waren und sie der Fluch der Sinclairs getroffen hatte. Und mir ging es dabei schlecht.
Waren es dieselben Schatten gewesen?
Ich schloß für einen Moment die Augen, auch wenn ich mich dadurch selbst in eine gewisse Wehrlosigkeit begab, aus der mich zwei Dinge wieder hervorholten.
Der kühle Hauch streifte an meinem Gesicht entlang, und zugleich hörte ich die Stimme.
»Du mußt weiter nach vorn gehen…«
Ich öffnete die Augen wieder.
Nichts war da.
Kein Schatten.
Nur die Wand, auf die ich einen Schritt zuging. Die letzte Kerze blieb hinter mir zurück, und trotzdem fiel mir der Umriß in der Wand auf.

Viereckig, schmal, auch nicht eben hoch, aber es war der Umriß einer Tür.

Dahinter lag das neue Ziel.

Es brauchte mir niemand mehr eine Aufforderung zu erteilen. Ich wußte selbst, was ich zu tun hatte. Das Metall war kalt und klebrig.

Die Tür war aus schlichten Holzbohlen zusammengeschustert worden. Sie kratzte über den rauhen Boden, als ich sie aufzerrte. Sie ächzte auch in den verrosteten Angeln. Diese Tür war lange nicht geöffnet worden, und ich war froh, als sie endlich offen war.

Es wehte mir etwas entgegen, das ich wie einen kalten, feuchten und auch alten Atem empfand. Vor mir mußte eine Höhle oder ein Gang liegen, in dem sich die alte Luft angesammelt hatte, die nach irgendwelchen Dingen roch, die für mich nicht zu identifizieren waren: Moder, Staub, auch altem Gestein.

Eine Gruft, ein Grab…

Mir fiel ein, daß die normale Umgebung hügelig war, und die kleine Kapelle in einen Hang gebaut war. Wenn ich die Tür überwand, würde ich in diesen Hang hineingehen, in einen Stollen. Ich blieb zunächst noch stehen, weil ich nicht gern ins Ungewisse lief.

Wieder trat meine Lampe in Aktion. Ob sich die Schatten noch in meiner Nähe aufhielten, war nicht herauszufinden, denn die mir entgegenströmende Kühle war von der der Schatten nicht zu unterscheiden.

Der Strahl brachte mir Gewißheit. Er lichtete einen Teil des Dunkels. Er wurde nicht gefressen. Ich sah vor mir tatsächlich einen Stollen oder einen Gang. Er führte allerdings nicht sehr tief in den Hügel hinein. Das Licht machte sein Ende sichtbar.

Er wäre also nichts Außergewöhnliches gewesen, wenn es nicht doch eine Besonderheit gegeben hätte.

Dieser Stollen war gleichzeitig ein Massengrab!

***

Ich taumelte von einer Überraschung in die nächste, denn damit hatte ich auch bei aller Phantasie nicht gerechnet. Ein Massengrab, dessen Gräber rechts und links in die Wände eingelassen worden waren. Schmale, in den Felsen gehauene Nischen, gerade so hoch, daß ein Körper hineingeschoben werden konnte. Es war deshalb so genau zu sehen, weil der Lampenstrahl mal an der rechten, dann wieder an der linken Seite entlangstrich, in manche Gräber für einen Moment eintauchte und das alte Gestein dort sichtbar wurde.

Jetzt kam ich auch mit dem Geruch zurecht, denn in der Luft schwebte noch immer der Hauch von Moder. Er war entstanden, als die Leichen hier verwesten, und er hatte sich kaum verflüchtigen können.

Mit dem linken Ellbogen drückte ich die Tür noch weiter auf und schuf mir Platz. Die Schatten hatten mich nicht grundlos hergeführt.

Ich wollte endlich sehen, was hier ablief, deshalb betrat ich die Grabkammer. Die Decke des Stollens war zum Glück hoch genug.

So konnte ich normal laufen und brauchte nicht den Kopf einzuziehen.

Der Boden war nicht geglättet worden. Über die Unebenheiten ging ich hinweg, erreichte die ersten Wandgräber und blieb stehen.

Ich leuchtete in sie hinein. An einigen hingen noch letzte Fleisch-und Hautreste. Der Strahl traf auch einen Schädel, um dessen Augen herum noch eine gelbliche, eingetrocknete Masse zu erkennen war. Auch lagen die Reste des Totenhemdes dicht am Knochen. Ich berührte den Stoff. Er zerfiel sofort zu Staub.

Ich ging weiter.

Nach rechts und nach links leuchtete ich in die Gräber. Dabei fiel mir auf, daß die Knochen immer älter und grauer aussahen. Ein Beweis, daß die Toten in diesem Bereich schon wesentlich länger in ihren Wandgräbern lagen als die weiter vorn.

In den letzten Gräbern waren keine Knochen mehr zu sehen. Nur noch Staub, alter, graubrauner Staub. Wobei noch Spinnen ihre Netze gespannt hatten. Die Fäden schimmerten im Strahl silbrig auf.

Ich drehte mich wieder um. Das Licht machte die Bewegung mit, auch als ich den Arm anhob.

Und es wurde verschluckt!

Die Schatten waren mir gefolgt. Sie hatten sich vor mir aufgebaut wie eine Wand. Ungefähr so dunkel wie die Wand, die sich auch in meinem Rücken befand.

Ich saß in der Falle!

Im ersten Moment bekam ich feuchte Hände. Mein Herz schlug schneller. Wenn die Tür jetzt zuschlug und sie von der anderen Seite her verrammelt wurde, war ich gefangen. Lebendig begraben. Dann würden in ferner Zeit andere meine Knochen finden.

Meine Chance, die Tür blieb offen. Aber die Schatten verschwanden nicht. Eine kompakte schwarze Mauer hatte den Lichtstrahl verschluckt. Er sah tatsächlich an einer bestimmten Stelle aus wie abgeschnitten.

Ich wartete, denn die andere Seite war an der Reihe. Sie hatte mich nicht grundlos in diese Grabkammer geführt. Für einen Menschen, der an Platzangst litt, war dies kein Aufenthaltsort. Hinzu kam die feuchte Luft, die mir vorkam, als wäre sie zum Schneiden dick und eher zu trinken als zu atmen. Sie klebte an meiner Haut. Ich hatte den Eindruck, überall von dünnen Spinnweben berührt zu werden.

Hinzu kam die Stille. Belastend und bedrückend, aber sie änderte sich, denn was ich erwartet hatte, das trat auch ein.

Jemand sprach mich an. »Du bist jetzt bei uns…«
Ich überlegte nicht lange. »Bei den Toten?«
»Ja.«
»Bei euren Körpern?«
»Ja.«
»Und ihr?«
»Wir sind die Seelen.«
Keine der beiden Parteien hatte laut gesprochen. Wir hatten immer nur geflüstert, aber die Stimmen der anderenhatten sich trotzdem fremd angehört. Es war ein anderes Flüstern gewesen, als bestünden zwischen uns große Räume.
»Die Seelen? Von wem?«
»Wir waren die Wächter, die Hüter der Lade, und wir sind es noch bis über den Tod hinaus. Wir wollen nicht, daß jemand dieses Heiligtum entweiht – was du getan hast. Wir sind auch im Tod die Aufpasser, und jede Gefahr werden wir abwehren. Wir haben den Schwur damals geleistet, und wir halten noch im Tod daran fest.«
»Ihr seid also Schattenmörder?«
»So sehen wir uns…«
»Und ihr tötet nicht nur hier, sondern auch woanders?« fragte ich mit leiser Stimme.
»Ja, wir ersticken die Gefahren im Keim.«
Das hatte ich nur wissen wollen. Plötzlich bekam ich weiche Knie, denn jetzt war mir klar, daß ich den Mördern meiner Eltern gegenüberstand. Die Schatten hatten den Fluch der Sinclairs beinahe erfüllt. Und sie hatten mich jetzt in ihre Totenwelt gelockt, um auch mich zu töten.
Kann man Schatten hassen?
Ich konnte es in diesem Augenblick, und der Haß durchströmte mich wie eine gewaltige Flut. Er war einfach nicht zu bremsen. Er sorgte dafür, daß mir das Blut in den Kopf stieg und ich einen gewaltigen Druck hinter den Augen spürte. Mir wurde sogar schwindlig, so daß ich den Eindruck hatte, vom Boden abzuheben.
Nur nicht daran denken. Nur nicht an den Tod meiner Eltern denken. Das hätte mich zu stark abgelenkt. Aber es war schwer, verdammt schwer sogar.
Noch etwas kam hinzu. Ich hatte die Stimme meines Vaters gehört, und plötzlich fragte ich mich, ob ich mich nun geirrt hatte oder nicht. War sie mir nur vorgetäuscht worden?
Ich tastete mich mit der ersten Frage langsam an dieses Thema heran. »Ihr habt gewußt, daß ich kommen würde, nicht wahr?«
»So ist es gewesen.«
»Aber ihr hättet nicht morden dürfen. Ihr hättet nicht die Personen töten dürfen, die damit nichts zu tun haben.«

»Wir mußten einen Schlußstrich ziehen. Über jedem, der das Palladium entweiht, liegt ein Fluch. Auch über deinem Namen. Wir wußten sehr gut, daß du dich auf den Weg machen würdest. Das hast du auch getan. Du bist gekommen, wir haben dich noch warnen wollen, deshalb sind deine Eltern in den Tod gegangen, aber du hast nicht gehört und weitergemacht.«

Ich schwitzte stark. Es war ein verdammt hartes Geständnis. Ich fragte: »Vielleicht habe ich nicht anders gekonnt. Habt ihr daran schon mal gedacht?«

»Du bist ein Mensch«, wisperte es mir aus dem Dunkel entgegen.

»Du bist ein Mensch, der nachdenken kann, und deshalb hättest du es wissen müssen.«

»Man gab mir das Schwert«, sagte ich.

»Das haben wir gesehen.«

»Es ist das Schwert des König Salomo. Es ist für mich so etwas wie ein Schlüssel. Nicht jeder hätte es bekommen. Also bin ich nicht irgend jemand, sondern schon auserwählt.«

»Wir wissen es.«

»Und warum wollt ihr mich töten? Warum habt ihr meine Familie ausgelöscht?«

»Es darf nichts erzählt werden!« flüsterte es aus dem Dunkel zurück. »Das Geheimnis muß gewahrt bleiben. Wir haben es über Generationen hinweg versprochen. Die ersten Wächter damals legten ihren Eid noch unter der Regentschaft König Lalibelas ab. In seinem Namen sind wir hier. Ihm fühlen wir uns verpflichtet, denn sein Geist ist unser Führer.«

»Dann gibt es ihn also noch?«

»Ja, denn auch er fühlt sich als Wächter und Beschützer der Lade. Er beobachtet. Er weiß über vieles Bescheid, und er hat wieder einen Platz gefunden.«

»Bei wem? Bei den Templern, die ebenfalls auf seiner Seite stehen, wie ich zu hören bekam?«

»Ja, auch sie sind mit ihm verbunden. Sie haben nichts vergessen, die alten Strukturen haben sich gehalten. Lalibela ist ein großer und mächtiger Herrscher gewesen. Er hat seine Spuren hinterlassen, und wir haben sie aufgenommen.«

»Arbeitet ihr mit den Templern zusammen? Seid ihr befreundet? Steht ihr auf derselben Seite?«

»Ja, das tun wir. Denn wir kennen die lauteren Absichten der Templer. Sie wollen nicht zerstören, sie wollen erhalten. Sie wollen in seinem Namen dienen.«

»Auch ich hatte nicht vor, euer Allerheiligstes zu zerstören«, sagte ich.

»Du bist ein Eindringling. Du bist zudem unwürdig. Wir wissen es,

die Templer wissen es auch. Sie und wir sollen im Schutz des Palladiums, des Allerheiligsten, die Herrschaft des Königs erneut errichten. Das ist es, was wir wollen, und wir lassen uns von niemandem stören.«

»Auch von denen nicht, die euch nichts getan haben?«

»Ja.«

»Wie meine Eltern!« Bei diesem Satz schoß mir wieder das Blut in den Kopf.

»Wir mußten alles schon in den Anfängen stoppen, und deshalb haben wir sie getötet.«

Wieder durchströmte mich der Haß. Ich hätte schreien können. Ich hatte das Gefühl, daß mein Kopf dicht vordem platzen stand. Wieder sah ich das Bild vor mir, wie die Schatten sich an die beiden älteren Menschen herangeschlichen und sie brutal getötet hatten. Ich zwang mich zur Ruhe, atmete keuchend aus und nickte gegen die Schattenwand. »Aber ich habe die Stimme meines Vaters gehört. Das war keine Täuschung.«

»Hörst du nicht auch unsere Stimmen? Wir leben nicht mehr: Du brauchst dich nur umzuschauen, dann kannst du unsere Gebeine sehr deutlich sehen.«

»Dann gehört sein Geist zu euch?« fragte ich sofort, denn ich hatte sofort begriffen.

»Ja, so mag es aussehen. Aber es stimmt nicht ganz. Sein Geist wurde noch nicht integriert. Er ist nicht bei uns, denn er befindet sich in Lalibelas Gewalt. Der Geist des alten Königs und der deines Vaters sind eine Verbindung eingegangen. Er hat mit ihm gespielt, verstehst du das?«

»Ja, das begreife ich«, gab ich flüsternd zu. »Er ist so etwas wie ein Druckmittel gegen mich, wie?«

»Mach es, dir nicht zu leicht. Jedenfalls wollen wir nicht, daß die Würde und die Macht der Lade gebrochen wird. Auch du kannst es nicht schaffen. Du bist weit gekommen, aber nicht zu weit. Der letzte Schritt fehlt dir, und wir werden dafür sorgen, daß du ihn nicht gehst. Kein Fremder hat es jemals geschafft, in die Kapelle einzudringen. Du darfst dich deshalb glücklich schätzen, aber das ist auch alles. Glück und Tod liegen oft dicht beisammen. Du wirst es am eigenen Leibe erleben, denn du wirst hier sterben.«

»Durch euch?«

»Dein Vater ist auch durch uns gestorben.«

Das wußte ich, und ich überlegte, wie ich gegen die Schatten angehen konnte.

Mit dem Schwert? Vielleicht. Mit der Pistole? Wohl kaum, denn geweihte Silberkugeln würden durch diese amorphen Gestalten hindurchhuschen. Sie waren die Geister der alten Wächter, und sie

hatten einmal einen Schwur getan, den sie auch jetzt nicht brechen würden. Das stand zweifelsohne fest.

»Gut«, sagte ich und nickte. »Dann versucht es.« Ich breitete die Arme aus, hielt aber mit der rechten Hand den Griff der Waffe fest umklammert.

Die Dunkelheit vor mir bewegte sich. Wegen ihrer Gestaltlosigkeit war nicht zu erkennen, ob sie sich verkleinerte oder ausbreitete. Alles war plötzlich anders geworden. Vor mir hatten sich die Dinge verdichtet. Ich sah die Dunkelheit noch dunkler werden, und plötzlich entstand innerhalb der Masse etwas Helles, Glänzendes.

Glas? Metall? Fest gewordenes Licht?

Jedenfalls hatte es eine Form bekommen, und ich sah die zahlreichen Dreiecke, die sich in der Dunkelheit abzeichneten. Dreiecke, breite Messerklingen.

Meine Eltern waren ebenfalls durch diese ungewöhnlichen Waffen gestorben.

Ich sollte den gleichen Tod erleiden.

Man hat es mir nicht grundlos gegeben, dachte ich. Ich habe mit dem Schwert die alte Templer-Säule zerstören können, und ich werde auch jetzt nicht aufgeben.

Das Schwert gegen die Schatten!

Wer konnte überleben?

Ich dachte nicht mehr lange nach, sondern startete den Angriff gegen die Schattenwand…

***

Das silberne Skelett war da, und es war beileibe keine Täuschung, dennalle Augen konnten sich nicht irren. Die Männer schauten gegen eine Gestalt, die es eigentlich nicht geben durfte. Sie schien einem Film entstiegen oder vom Himmel gefallen zu sein. Es war auch keine Projektion, ebenfalls kein Hologramm, denn das Näherkommen dieser unheimlichen Gestalt war von bestimmten Geräuschen begleitet. Hohl und metallisch klangen sie. Immer wenn das Wesen einen Fuß aufsetzte, wehte der Laut als Echo gegen die Ohren der Wartenden.

Hagir hatte sich von seiner Gruppe abgesondert und war einige Schritte nach vorn gegangen. Er schaute der Gestalt entgegen, aber er stand unter Strom. Seine Haltung war leicht nach vorn gebeugt, er zitterte und wartete darauf, daß der Besucher stoppte oder wieder verschwand. Es sah schon beinahe lächerlich aus, wie er mit der linken Hand durch die Luft wischte, als wollte er ein Spukbild vertreiben, aber das Skelett mit der Silberaura ließ sich nicht vertreiben. Es kam näher und näher. Dabei ging es nicht einmal schnell. Es wirkte wie jemand, der genau wußte, was er zu tun hatte.

Noch war Zeit genug, und Hagir drehte den Kopf. Für ihn war Mikail

bisher eine Geisel oder ein Opfer gewesen, nun aber war er selbst so durcheinander, daß er den Rat des Mannes brauchte. Deshalb drehte er sich auch um.

Er hatte damit gerechnet, von Mikail sofort eine Erklärung zu bekommen, aber auf dem in der Dunkelheit bleich schimmernden Gesicht malte sich nur das Staunen ab. Es war auf keinen Fall geschauspielert. Mikail mußte ebenso überrascht sein wie die anderen auch.

Hagir schaute wieder zurück.

Es war noch Zeit. Das Skelett hatte es nicht eilig. Es blieb manchmal sogar stehen, um sich umzuschauen.

Hagir ging wieder zurück. Er starrte Mikail direkt in die Augen.

»Was oder wer ist das?«

Mikail schwieg.

»Rede!«

»Ich weiß es nicht«, flüsterte der Mann. »Ich weiß es wirklich nicht. Ich kenne die Gestalt nicht. Ich habe nie zuvor mit ihr zu tun gehabt. Sie ist ein Rätsel.«

»Aber sie hat den Weg zu uns gefunden. Wieso?«

Mikail hob die Schultern.

Hagir lachte böse und scharf auf. »Mehr weißt du nicht? Verflucht. Eine andere Antwort kennst du nicht? Bin ich in einem Irrenhaus gelandet? Bin ich das?«

»Nein«, sagte Mikail leise, aber hörbar. »Das bist du sicherlich nicht. Aber du solltest ihn nicht unterschätzen, Hagir. Er ist nicht grundlos erschienen. Nimm es als Warnung hin, verstehst du? Einfach als Warnung.«

»Warum? Ich habe ihm nichts getan.«

»Weißt du das?«

»Nein, ich weiß auch nicht, wer er oder was es ist.« Mikail deutete in die Runde. »Aber es wäre besser für uns, diesen Platz hier zu verlassen.«

Der Templer lachte. »Verlassen? Flüchten? Nein, das werden wir nicht. Wir bleiben. Und ich sage dir, daß ich schon mit anderen Feinden fertig geworden bin.« Seine Hände verschwanden für einen Moment unter dem Umhang. Als sie wieder sichtbar wurden, hielten sie die kurzläufige Maschinenpistole umklammert.

»Du willst schießen?« rief Mikail entsetzt.

»Ja, manchmal helfen nur Kugeln. Ich werde dieses verfluchte Gerippe zerfetzen, das kannst du mir glauben. Es wird in tausend Teile zerfallen, die wegspritzen und sich…«

»Laß es sein – bitte!«

»Nein!« keuchte Hagir. Er fuhr auf der Stelle herum. Drehte Mikail und seinen eigenen Freunden den Rücken zu und brachte die Waffe in

Anschlag.

Er schoß noch nicht. Die anderen hörten sein Keuchen, und sie starrten auch auf seinen leicht gekrümmten Rücken. Den Blick hatte er nach vorn gerichtet. Er sah nur das Skelett, nichts anderes, und er wartete auf eine günstige Schußposition.

Das silberne Skelett stoppte plötzlich seinen Gang. Es schien, als hätte es sich die Sache anders überlegt, denn es drehte sich sogar etwas zur Seite.

Hagirs Gesicht hatte sich verzerrt. »Komm doch!« keuchte er.

»Los, komm her!«

Seine Worte schienen verstanden worden zu sein, denn es ging plötzlich ein Ruck durch den Körper. Das Skelett richtete sich auf. Es starrte nach vorn und hielt die Männer unter Kontrolle, die sich darauf einrichteten, daß es seinen Weg fortsetzen würde.

Hagirs Zeigefinger umklammerte den Abzug. Auch wenn er zitterte, noch hatte er sich in der Gewalt. Die Waffe wurde noch einmal angehoben, dann lachte er schrill auf, um seine Nervosität abzulegen, und einen Augenblick später schoß er…

***

Das harte Tackern der Maschinenpistole zerriß die Stille auf dem Klostergelände. Die Schußsalve wurde auch weiterhin vom Lachen des Mannes begleitet. Hagir freute sich darauf, den Knöchernen mit dem Silberschein in Fetzen zu schießen, und er sah auch, wie die Geschosse trafen. Da er die Waffe leicht schwenkte, wurde der unheimliche Ankömmling in Kopf- und Brusthöhe erwischt.

Jetzt mußten die Kugeln die Löcher gerissen haben. Knochen würden umherfliegen und der Schädel zerplatzen. Alles würde passieren müssen.

Und was passierte tatsächlich?

Die Schüsse waren verstummt, nicht aber Hagir, denn aus seinem Munddrang ein heulender Schrei. Es war die Folge seiner wahnsinnigen Enttäuschung. Er konnte nicht begreifen, daß die Kugeln das Skelett nicht zerschossen hatten. Denn es ging einfach weiter, als wäre nichts geschehen. Das heißt, es hatte sich wieder gefangen, da es die Einschläge schon aus dem Rhythmus geworfen hatten.

Das Torkeln war vorbei, auch das Schwingen der Arme. Es sah nicht mehr so aus, als wäre es von einer Windbö geschüttelt worden, sondern hatte sich wieder normal hingestellt.

Hagir, der nicht mehr schoß, aber seine Waffe weiterhin festhielt, drehte sich zu den Leuten um. »Das ist doch nicht wahr!« schrie er laut. »Verflucht noch mal, sagt was! Wieso habe ich das Ding nicht zerschossen? Warum nicht? Scheiße!«

Kein Templer antwortete ihm. Nur Mikail sagte etwas. Er zeigte sich als einziger nicht erschüttert. »Du kannst nicht alles mit Gewalt und mit der Waffe lösen«, sagte er. »Diese Kräfte hier sind uns über. Begreif das endlich!«

Hagir schüttelte den Kopf. »Welche Kräfte denn?« brüllte er zurück. »Wer ist uns über?«

»Die andere Macht.«

»Welche Macht denn?«

Mikail lächelte: »Es scheinen Kräfte zu sein, die nicht wollen, daß ihr die Herrschaft errichtet. Das steht nicht auf eurer Seite, das glaube ich.«

Hagir sah aus, als wollte er Mikail an die Kehle springen. Aber er dachte auch an die Gefahr in seinem Rücken, flog wieder herum und hatte Mühe, sich zu beherrschen, denn das Wesen war schon verdammt nahe an die Gruppe herangekommen.

Wieder riß er seine Waffe hoch und schoß. »Stirb endlich!« brüllte er dabei.

Die Kugeln trafen. Er hörte, wie sie gegen die Knochen schlugen.

Echos kehrten zu seinen Ohren zurück. Das Gerippe wurde durchgeschüttelt, aber die Kugeln prallten ab. Selbst von seiner Stirn huschten sie als Querschläger zurück, ohne nur den kleinsten Riß in dem silbrigen Gebein zu hinterlassen.

Es beugte seinen Oberkörper sogar nach vorn. Aber es stemmte sich nicht gegen den Wind, sondern gegen die Kugeln an und setzten seinen Weg gebückt fort.

Plötzlich war es da.

Selbst Hagir wurde überrascht, als der Knöcherne zum Greifen nahe vor ihm auftauchte. Eine Klaue zuckte nach vorn. Die silbrigen Knochenfinger zielten gegen den Hals des Mannes, der es nicht mehr schaffte, sich in Sicherheit zu bringen.

Das Skelett griff zu.

Hagir röchelte noch. Die Knochenfinger waren kräftig und fast so spitz wie Messer. Sie drückten zu und drangen dabei tief in die Haut des Mörders, wo sie Wunden hinterließen, aus denen das rote Blut hervorquoll.

Hagir stand noch immer, jetzt sogar auf den Zehenspitzen, denn das Skelett hatte ihn leicht angehoben. Den Mann noch immer im Griff haltend, zog es ihn zu sich heran, und die Finger drangen tödlich tief in den Hals.

Sirupartig sickerte das rote Blut über die Hand, während Hagirs Beine noch einmal zuckten, sich dann nicht mehr bewegten, denn ein Toter war und blieb still.

Vorbei…

Das wußte auch das Skelett. Es zog seine Hand zurück. Die

blutverschmierten silbrigen Knochenfinger lösten sich aus der Wunde, und Hagirs Füße bekamen wieder Kontakt mit dem Boden.

Nur Kontakt, keinen festen Stand. Vor den Augen seiner Templer-Freunde brach er zusammen. So hatte ein Templer den anderen ausgeschaltet, und doch gab es zwischen den beiden tiefe Gräben.

Hector de Valois stieg über die Gestalt hinweg. Er schüttelte seine rechte Knochenhand aus, und Blutperlen wischten durch die Luft, bevor sie zu Boden klatschten.

Aber er war noch nicht fertig. Alle schauten entsetzt zu, wie er sich bückte und noch einmal nach dem Toten faßte. Plötzlich flammte der Körper in einem kalten, grellen Licht auf. Es war so weiß und hell, daß es blendete.

Die Männer mußten die Augen schließen oder sich abwenden, um ihre Sehkraft nicht zu verlieren. Aber sie öffneten die Augen auch wieder.

Was sie dann sahen, war unfaßbar.

Es gab Hagir nicht mehr. Wo er gelegen hatte, waren nur noch Reste zu sehen. Ein dünner Film aus Asche oder Staub, nichts anderes, und auch er würde nicht lange bleiben.

Hector de Valois richtete sich wieder auf. Sein silberner Knochenschädel bewegte sich. Obwohl in den Augenhöhlen ein dunkles Nichts gähnte, konnte jeder der Männer den Eindruck bekommen, von ihm angestarrt zu werden.

Sie sahen noch etwas anderes.

Zum erstenmal hatte das Skelett seine linke Faust geöffnet und hielt die Hand nun gestreckt. Es hatte etwas mitgebracht. Einen Stein, eine Gemme, wie auch immer.

Das Siegel der Templer.

Ein Kreuz war darauf zu sehen. Der gekippte Halbmond und die Sterne in seiner Nähe.

Mikail sah, aber er begriff nicht. Spontan sprach er den unheimlichen Besucher an. »Bist du ein Templer?«

Das Skelett nickte.

»Das – das – Kreuz…« Mikail suchte nach Worten. »Ich habe es schon bei einem anderen gesehen. John Sinclair?« fragte er dann.

Wieder nickte der Knöcherne.

»Gut, gut«, flüsterte der Wächter, bevor er fragte: »Dann willst du zu ihm?«

Auch jetzt nickte das Skelett.

Mikail überlegte nicht lange. Drehte sich nach rechtes, streckte dabei seinen Arm aus und deutete auf die Kapelle. »Du kannst ihn dort finden. Da ist er…«

Diesmal erlebten die Männer kein Nicken. Aber das Skelett hatte Mikail geglaubt. Es setzte sich in Bewegung und schritt zielsicher auf

den Eingang zu…

***

Sprachlos schauten ihm die Templer nach. Sie alle standen unter dem Eindruck des eben Erlebten. In keinem Gesicht zeichnete sich Leben ab. Die Haut schien vereist zu sein, und die Augen waren nicht mehr als starre Kugeln.

Sie alle waren vom Schock gezeichnet, denn sie hatten sich mit den fremden Kräften beschäftigt.

Sie waren tief eingedrungen in die Geschichte des Königs Lalibela.

Sie hatten es auch gelernt, die Magie zu akzeptieren, nun aber war etwas geschehen, was sie nicht begreifen konnten. Sie hatten mit ansehen müssen, wie ein silbernes Skelett ihren Anführer tötete und sich damit gegen ihre großen Pläne stemmte.

Sie waren fassungslos.

Deshalb ließen sie den Unbekannten auch gehen. Sie stierten auf seinen aus silbernen Knochen bestehenden Rücken, und der Unheimliche schritt, ohne zu zögern, weiter auf den Eingang zu. Es war so mächtig, daß es sich durch nichts aufhalten lassen würde, und nicht die Templer würden vor der Lade stehen, sondern das Skelett.

Allmählich wurde den Männern bewußt, was das bedeutete.

Plötzlich konnten sie auch wieder sprechen, und sie dachten dabei an ihre Pläne, die ein Teil ihres Lebens waren.

Mikail beteiligte sich nicht an den Gesprächen. Er hörte nur zu, aber er fühlte sich dabei wie in einem Gefängnis, dessen Stäbe ihn innen und außen umragten.

Die Worte und Sätze erreichten seine Ohren wie gefiltert. Trotzdem wollte er ebenfalls etwas sagen, doch er brachte kein Wort über die Lippen.

»Er wird alles zerstören.«

»Er wird die Lade holen.«

»Wir können es nicht zulassen.«

»Wir müssen ihn stoppen.«

Einer widersprach. »Er ist mächtig. Er hat Hagir verdampft. Soll das auch mit uns geschehen?«

»Aber wir sind mehr.«

»Wir können ihn zerschlagen.«

»Laßt uns gehen!«

Da brach bei Mikail der Bann. »Nein!« rief er ihnen so laut zu, daß er über seine eigenen Stimme erschreckte. »Ihr werdet nichts tun. Ihr dürft ihm nicht nachgehen. Die Kapelle ist für euch tabu. Laßt alles, wie es ist. Flieht von hier. Flieht aus dem Land. Redet mit keinem Menschen über das, was ihr hier gesehen habt.« Er war außer sich, schnappte zwischendurch immer wieder nach Luft, schüttelte dabei

den Kopf und fragte sich, warum er denn noch versuchte, diese Männer, die auch Mörder waren, aufzuhalten. Schließlich erstickten seine Worte in einem Hustenanfall, und er war still.

Die Templer blickten sich an. Sie hatten alles verstanden, aber sie dachten nicht daran, ihre Pläne aufzugeben. Zu lange und zu intensiv hatten sie sich darauf vorbereitet.

Einer trat vor. Ein kräftiger, wenn auch etwas kleiner, bärtiger Mann mit dunklen, bösen Augen. »Was hast du uns zu sagen, alter Mann? Gar nichts. Wir stehen unter dem Schutz des alten Königs und…«

Mikail lachte auf, obwohl ihm danach wirklich nicht zumute war.

»Ihr steht unter dem Schutz. Lalibelas? Steht ihr das wirklich? Habt ihr nicht gesehen, was geschah? Wie euer Freund plötzlich verdampfte? Wie er zerstrahlte und nur Staub von ihm übrigblieb? Habt ihr das wirklich nicht mehr in Erinnerung?«

»Doch, das haben wir. Aber wir gehen auch in seinem Namen in die Kapelle, um Unheil von unserem Palladium abzuhalten. Das Allerheiligste muß geschützt werden. Und wenn es selbst das Skelett nicht vernichtet, sind eben wir an der Reihe.«

»Ihr werdet sterben«, prophezeite Mikail düster. »Ja, ihr werdet sterben, das weiß ich. Niemand kann euch aufhalten. Ihr werdet schmelzen und vergehen wie Eis in einer Feuerhölle. Es gibt für euch nur die Flucht.«

Der Bärtige hatte zugehört. Er ging vor. Mikail wich zurück. Nicht weit genug.

In Gürtelhöhe raste ein Schatten auf ihn zu, und einen Moment später wühlte sich die Faust des Bärtigen in seinen Leib. Er hatte mit diesem Schlag nicht gerechnet, deshalb traf er ihn doppelt hart.

Plötzlich kriegte er keine Luft mehr. In seinem Leib brannte das Feuer, und die unsichtbaren Flammen stiegen hoch bis zur Kehle, als wollten sie dort ebenfalls alles leerbrennen.

Er taumelte. Die kleine Welt um ihn herum bewegte sich schneller.

Sie fing an zu kreisen, und er hatte den Eindruck, nicht mehr auf dem Boden zu stehen. Etwas trieb ihn weg, dannbrannte noch einmal der Schmerz durch seinen Körper, als ihn der zweite Treffer zu Boden schickte, wo Mikail schwer aufschlug.

Seine rechte Stirnseite hieb gegen den harten Untergrund. Für einen Moment blitzten Sterne vor seinen Augen auf, dann raste etwas Schwarzes auf ihn zu und zerrte ihn hinein in das tiefe und grausame Loch der Bewußtlosigkeit.

Nicht lange.

Tief in seinem Innern steckte eine Kraft, die ihn wieder an die Oberfläche zerrte. Sein normales Bewußtsein gewann den Kampf.

Auch wenn es ihm große Mühe bereitete, er schaffte es, die Augen zu öffnen.

Mikail lag auf dem Boden. Er war nicht in Ordnung. In seinem Magen drehten zahlreiche Teufel ihre glühenden Spieße herum.

Auch der Kopf tat ihm weh. Aber die eigentliche Triebfeder war nicht gerissen. Er sackte nicht zurück in die Bewußtlosigkeit, sondern konnte sich wieder fangen.

Auf seinen Lippen spürte er den Staub, als er mit der Zunge darüber hinwegfuhr. Mühsam richtete er sich ein wenig auf und blieb halb auf der Seite liegen.

Seine Erinnerung hatte nicht gelitten. Mikail war informiert, was sich da ereignet und auch wer ihn niedergeschlagen hatte. Den Bärtigen sah er nicht mehr. Auch die anderen waren verschwunden, doch Mikail wußte, wo er sie zu suchen hatte.

Mühsam, drehte er seinen Kopf in eine bestimmte Richtung. Er sah die Tür der Kapelle, die nicht wieder geschlossen war. Das ging auch nicht, denn soeben überschritt der letzte Templer die Schwelle.

Mikail kniete. Den Kopf hielt er gesenkt. Als er sprach, röchelte er meist. »Sie wollen nicht hören. Sie haben nicht auf mich gehört. Sie haben es getan, verdammt!« Mikail konnte esnicht fassen. Für ihn waren es keine normalen Menschen mehr. Sie hätten hören müssen, sie wußten schließlich, was ihnen bevorstand. Sie hatten genug über die Lade erfahren können, aus alten Schritten und Büchern. Sie mußten einfach wissen, wie gefährlich und auch tödlich sie sein konnte.

Aber sie gingen weiter.

Auch der letzte verschwand in der Kapelle.

Über eine sehr lange Zeit hinweg hatte das Geheimnis der Bundeslade vor fremden Augen versteckt werden können. Das war nun vorbei. Die Kapelle war degradiert worden. Sie war nicht mehr als eine normale, kleine Kirche, in die jeder hineingehen konnte.

Das wurde dem Mann mit Schrecken klar. Auch er fühlte sich verpflichtet, das Allerheiligste vor den fremden Eindringlingen zu schützen. Das konnte er nicht, wenn er am Boden lag.

Es bedurfte schon einer übermenschlichen Anstrengung, um auf die Beine zu kommen. Er taumelte einige Schritte nach vorn. Gebückt und dabei beide Hände gegen die Stelle des Körpers gepreßt, die durch zwei Schläge malträtiert worden war.

Mikail raffte sich auf. Er humpelte. Sein Gesicht war verzerrt. Er drehte es dem dunklen Himmel zu, auf dem sich die unzähligen Sterne so wunderbar abmalten.

Die Schreie stoppten ihn.

Mikail rutschte vor und hob den Kopf an. Dann weiteten sich seine Augen. Auch der Mund wollte sich nicht mehr schließen.

Hin und wieder hatte sich Mikail auch Gedanken über die Hölle gemacht. Er hatte sie sich nie recht vorstellen können, und er hatte

auch das alles verzehrende Feuer nicht glauben wollen. Doch jetzt, als er durch die offene Tür in die Kapelle schaute und einen Ausschnitt im Innern sah, da kames ihm vor, als hätte die Hölle ein Tor geöffnet, um ihm etwas zu zeigen.

Die Lade war mächtig.

Die Lade war grausam.

Sie konnte töten.

Sie hatte es schon getan.

Und sie tat es jetzt wieder auf ihre unnachahmliche Art und Weise. Da war die uralte Vergangenheit des Volkes Israel wieder zurück in die Gegenwart geholt worden…

***

Suko fiel gar nicht auf, daß er in seiner Haltung schon der des toten Horace F. Sinclair gleichkam. Er war einfach nur fasziniert, und er konnte noch immer nicht begreifen, was sich in den Augen der Leiche abspielte.

Zweimal sah er das silberne Skelett des Hector de Valois. Es mußte sich aus seinem Sarg erhoben und die Schlucht verlassen haben, um in die magische Aura des ehemaligen Königs Lalibela hineinzugeraten und sie zu stören.

Die veränderten Augen ließen es zu, daß er in eine andere Welt blickte, aber Suko sah trotzdem noch zuwenig. Er entdeckte in den dunklen Pupillen nicht die Umgebung, in der sich die Gestalt bewegte. Er sah sie nur. Sie präsentierte sich ihm, als sollte er sich seinen eigenen Reim darauf machen.

Auch wenn er sich noch so anstrengte, damit kam er nicht zurecht.

Alles war verkehrt. Die Ereignisse hatten nicht nur das Leben auf den Kopf gestellt, sondern auch den Tod des Horace F. Sinclair. Sein Körper kam Suko wie ein Katalysator für die andere Macht vor und fungierte zugleich als magischer Monitor.

Das Skelett war da. Es bewegte sichzwar, aber es kam nicht von der Stelle. Manchmal sah es aus, als wolle es direkt aus den Pupillen hervorschweben, um mit der Knochenhand nach dem Beobachter zu greifen. Auch das passierte nicht. Es blieb da, wo es war, aber es schwächte sich ab. Suko bekam mit, wie die Umrisse allmählich auftauten, als würden sie in die Tiefe der Pupillen hineingesaugt.

Ein schwaches Schimmern noch, dann war nichts mehr von Hector de Valois zu sehen.

Suko hatte gehofft, daß sich die braune Farbe wieder aus den Pupillen zurückziehen würde. Das traf leider nicht zu. Der Tote blieb unter Lalibelas Kontrolle.

Der Inspektor richtete sich wieder auf. Erst jetzt bemerkte er, daß ihm der Schweiß aus sämtlichen Poren gedrungen war. Er fühlte sich

mitgenommen, geschwächt, als hätte er einen langen Kampf hinter sich. Er mußte sich einfach bewegen, ging durch den Anbau, schaute gegen die graue Decke, dann auf die Toten, sah die Bretter an der Wand stehen, die Kisten daneben, den kleinen Schrank mit den verschlossenen Türen und kam sich vor wie in einem Film.

Aber es war Wirklichkeit. Da brauchte er nur stehenzubleiben und die kalte Haut der Toten zu berühren.

Noch immer fassungslos schüttelte er den Kopf. Die Ereignisse hatten ihn überrollt, und am meisten ärgerte er sich, daß er außen vorstand und seinen Freund John nicht begleiten konnte.

Das silberne Skelett wollte ihm nicht aus dem Kopf. Es war der Körper des Hector de Valois. So etwas wie er war einmalig, den gab es nicht noch einmal auf der Welt. Suko dachte auch daran, daß John Sinclair einmal als Hector de Valois gelebt hatte. Möglicherweise waren die beiden dabei, gegen die neuen Feinde zu kämpfen odersich bei der Suche nach der Bundeslade zu unterstützen.

Wer wußte über das Skelett Bescheid?

Abbé Bloch!

Suko verließ den Leichenraum. Er holte sein Handy hervor und blieb im Gang stehen. Mit dem Rücken lehnte er an der Wand, tippte die Nummer ein und hoffte auf eine gute Verbindung.

Er kam durch, und der Abbé meldete sich mit einer sehr klaren Stimme.

»Ja, hier ist Suko.«

»Du also. Ich grüße dich.«

»Ja, ich bin es und…«

Bloch hatte schon an der Stimme des Inspektors gehört, daß nicht alles im Lot war. »Hast du ein Problem?«

»Eines nur?« Suko mußte lachen.

»Es geht also um John.«

»Nein, nicht mal das. Höchstens indirekt. Hör jetzt genau zu, Abbé, und bitte, halte mich nicht für einen Spinner. Was ich dir jetzt zu berichten habe, sauge ich mir nicht aus den Fingern, das habe ich alles erlebt. Da ist kein Wort gelogen.«

»Ich höre.«

Bloch hatte nicht gelogen. Er hörte tatsächlich zu, und Suko redete, ohne unterbrochen zu werden. Nur zum Schluß fragte Suko: »Wie ist es möglich, daß ich das silberne Skelett des Hector de Valois gesehen habe? Kannst du mir eine Erklärung geben?«

»Keine exakte, aber…«

»Dann weiß du also Bescheid?« Es war sonst nicht Sukos Art, den Partner zu unterbrechen, aber diesmal konnte er nicht anders, und es mußte einfach raus.

Er bekam eine Erklärung und mußte sich später eingestehen, daß

auch der Abbé nicht viel wußte. Das Skelett des Hector de Valois hatte aus eigenem Antrieb heraus gehandelt oder war Kräften gefolgt, die von ihnen nicht nachzuvollziehen waren.

»Danke!« sagte Suko. »Danke. Ichfrage mich aber, wie wir das werten sollen.«

»Darüber habe ich mir noch keine Gedanken gemacht. Ich weiß es auch nicht«, gab der Abbé ehrlich zu. »Ich habe dem Skelett nur Einlaß verschafft, aber ich habe mir natürlich auch meine Gedanken gemacht und glaube daran, daß Hector de Valois genau gespürt hat, in welche Gefahr sich John Sinclair begibt. Daß er es in seinem Sarg nicht mehr aushielt und ihm zur Seite stehen wollte. Wir sollten die Dinge nicht nur negativ sehen, Suko.«

»Ja«, murmelte der Inspektor, »das versuche ich. Auch wenn es mir schwerfällt. Ich bin hier mit zwei Leichen zusammen, wobei eine durch den Geist eines längst verstorbenen Königs beeinflußt wird. Es ist gut, Abbé, ich bedanke mich auch. Hoffen wir, daß alles gutgeht. Noch mal gefragt: Du weiß nicht, wo sich John aufhält?«

»Nein, nicht genau. Ich denke da an Äthiopien. Wenn wir Glück haben, dann hat er die Bundeslade gefunden.«

»Okay, bis später mal…«

Suko drückte die Antenne wieder zurück und ließ das Handy verschwinden. Ihm war nicht schwindlig, aber beruhigter kam er sich auch nicht vor.

Er konzentrierte sich wieder auf sich und damit auf seine eigenen Bedürfnisse. In seiner Kehle hatte sich eine kleine Wüste ausgebreitet. Der Durst quälte ihn, und so ging er nach vorn in das Büro, wo noch die Flaschen mit dem Wasser standen. Draußen drückte die Dunkelheit gegen die Scheiben. In Lauder war es ruhig geworden.

Nur hin und wieder hörte er das Geräusch eines vorbeifahrenden Wagens.

Er hatte zwei lange Schlucke genommen, stellte die Flasche wieder zur Seite und holte tief Luft. Danach schrak er leicht zusammen, als er vor der Tür die Geräusche hörte. Einen Moment später wurde von außen her ein Schlüssel in das Schloß geschoben, und kurz darauf drückte jemand die Tür nach innen.

Terence Bull kehrte zurück. Er sah Suko und schien instinktiv zu merken, daß etwas geschehen war. Er traute sich nicht, eine entsprechende Frage zu stellen. »Da bin ich wieder«, sagte er nur.

»Ja, das sehe ich.«

»Sie wirken erschöpft, Sir. Sorry, wenn ich das sage, aber…«

Suko winkte ab. »Sie haben völlig recht, Constabler. Ich wirke nicht nur erschöpft, ich bin es auch.«

Bulls Augen weiteten sich. »Was ist denn passiert?«

»Mit mir nichts.«

Bull erbleichte. »Die Toten etwa?«
»Ja.«
»Zombies?« hauchte er, denn davor schien der Constabler wohl am meisten Angst zu haben.
»Nein, keine Zombies.« Suko schüttelte den Kopf. »Ist auch egal. Selbst wenn ich es Ihnen erzählen würde, Sie würden es nicht begreifen, deshalb lasse ich es.«
»Wie Sie meinen.« Bull nahm auf einem der Besucherstühle Platz.
»Kann ich denn irgend etwas für Sie tun, Sir?«
Suko schaute ihn an. »Das können Sie tatsächlich, Constabler. Drücken Sie mir die Daumen. Und nicht nur mir, sondern allen Menschen, die in dieses Netz eingewoben sind.«
»Klar, Sir, mache ich.« Bull stimmte zu, obwohl er nicht begriffen hatte, um was es ging.

***

Die Schatten, die ungewöhnlichen Messer auf der einen Seite, und auf der anderen stand ein Mann, der mit einem besonderen Schwert bewaffnet war.
Es gab für mich keine andere Möglichkeit. Ich mußte mich den Schatten stellen. Ich mußte es hinter mich bringen. Ich mußte versuchen, sie zu zerstören, um wieder an die Lade heranzukommen. Alles andere war nebensächlich geworden.
Es war mir auch gelungen, die eigene Furcht zurückzudrängen, deshalb ging ich dieser Schattenwand mit langen Schritten entgegen und war bereit, in sie hineinzuschlagen.
Schräg führte ich den ersten Hieb. Dabei ging ich weiter und hielt die Augen geöffnet. Ich erlebte plötzlich ein Phänomen, denn als ich mit dem Schwert des Salomo die Schwärze zerschlagen wollte, da sah es so aus, als würde diese schwarze Masse geteilt.
Sie bekam einen Riß.
Und die Klinge des Schwerts behielt ihren goldenen Glanz. Nichts wurde von der Schwärze verschluckt. Ich hörte auch, wie das Metall gegen diese seltsamen Messer prallte, so daß sie aus dem Rhythmus kamen und sich von mir abwandten.
Viel Bewegungsspielraum blieb mir nicht. Ich hatte mich in diese Wolke hineingestellt. Ich konnte auch nicht weit ausholen, weil der Gang zu eng war.
Etwas Seltsames geschah, das ich noch von früheren Zeiten her kannte, wenn ich mit dem Spuk zu tun gehabt hatte. Die Schatten verdichteten sich so stark, daß sie an mir klebten. Ich spürte sie wie Ruß, der plötzlich ein Eigenleben bekommen hatte. Dann flossen sie auseinander und fingen an, sich zu verändern. Sie lösten sich dabei nicht auf, sie verloren nur ihre Gestaltlosigkeit, und ich entdeckte die

Umrisse irgendwelcher Gesichter. Schwach nur, wie mit einem hellgrauen Stift in das Dunkel hineingezeichnet.

Mir war kein Gesicht bekannt. Dennoch wußte ich, zu wem sie gehörten. Die Knochen der Körper hatte ich inden Nischen liegen sehen. Ihre Seelen griffen mich an, aber aus ihnen hervor hatten sich die fratzenhaften Umrisse gebildet. Die Waffen, mit denen meine Eltern umgebracht worden waren, tanzten vor meinen Augen. Ich sah keine Hände, aber die Spitzen der gläsern wirkenden Dreiecke stachen auf mich zu, um mir ebenfalls tödliche Wunden beizubringen.

Ich wehrte sie ab. Oder versuchte es. Das Schwert war in der Enge hinderlich. Ich konnte es nicht in die Höhe reißen, wie ich wollte.

Den linken Arm hatte ich frei und riß ihn als Deckung hoch. Keine wirksame Art, sich vor den Spitzen zu schützen, aber ich wußte keine andere Möglichkeit.

Sie stachen zu.

Ich taumelte dabei inmitten der Schwärze. Ich spürte die Einstiche an der Schulter, am Hals, in der Brust. Die Waffen schienen sich vervielfältigt zu haben, aber die Spitzen drangen nie tief in meine Haut hinein.

Im Gegenteil, sie hinterließen, das zumindest glaubte ich, gefühlt zu haben, keinerlei Wunden. Etwas wehrte diese Angreifer ab, die es immer wieder versuchten, dabei aber ständig schwächer wurden.

Ich blieb auch nicht an derselben Stelle stehen. Mit dem Rücken wurde ich gegen eine Stollenwand gedrückt. Der Ellbogen des angewinkelten Arms war in einen Spalt hineingedrückt worden und hatte dort die Knochen verschoben.

Dicht vor meinem Gesicht erschien die Fratze mit dem gefährlichen Dreieck. Die Spitze zielte genau auf meinen Mund. Sie hätte mir die Lippen zerschnitten, doch ich hatte Glück. Die Waffe streifte wie ein Hauch an meinem Mund entlang, während sie zugleich schwächer wurde und sich einfach auflöste. Auch das Gesicht verschwand, so verlor die Finsternis um mich herum abermals einen Teil der Wirkung.

Warum?

Ich hatte den rechten Arm sinken lassen, setzte zwar zu keiner Gegenwehr mehr an, aber ich sah, daß sich in der Wolke ein heller Umriß gebildet hatte. Er war völlig identisch mit dem meines Kreuzes, und dieser Umriß gab ein kompaktes, irgendwie schweres Licht ab.

Zugleich hatte sich in dieses Kreuz ein Gesicht hineingemogelt. Ich wollte es erst nicht glauben, dann aber sah ich die ganze Wahrheit, und der Anblick erschütterte mich.

Ich sah nicht mehr das Kreuz, achtete auch nicht auf das Original vor meiner Brust, ich sah nur das Gesicht vor mir in der dunklen Wolke schweben, und ich hörte die Stimme, die jedes Wort leise, aber sehr verständlich an meine Ohren schickte.

»Der Fluch der Sinclairs muß ein Ende haben. Er darf sich nicht ganz erfüllen. Zuviel ist schon geschehen, denn John Sinclair ist der Sohn des Lichts.«

Ja, das war ich, und das Wesen, das da gesprochen hatte, war für mich wie eine rettende Traumgestalt erschienen.

Es war der Seher!

***

Wieder einmal erlebte ich Momente, wo ich den Eindruck hatte, nicht mehr ich selbst zu sein. Ich war aufgelöst, entmachtet oder auch entmaterialisiert, und ich fühlte mich zugleich als Teil des Wesens, das ich in der dunklen Wolke sah.

Der Seher also!

Dieses geheimnisvolle Geistwesen, das sich aus drei Personen oder drei Seelen zusammensetzte.

Einmal aus dem Geist des König Salomo. Zum zweiten aus dem des großen Nosferatu. Der dritte Part war noch nicht voll hineininterpretiert worden, denn das war ich selbst.

Ja, ich war ein Teil des Sehers. Abernicht ich persönlich, wie ich leibte und lebte, sondern wohl Teile dieser Personen, die ich einmal gewesen war.

Wie Hector de Valois, Richard Löwenherz und König Salomo.

Sie alle hatten einen Teil abgeben müssen, und zusammen mit den beiden anderen bildeten sie den Seher, diesen mächtigen Schutzpatron aus der Unendlichkeit, der nur äußerst selten in Erscheinung trat. Diesmal war seine Zeit reif. Er wollte nicht, daß sich der Fluch der Sinclair erfüllte, denn ich sollte weiterhin am Leben bleiben.

Das Licht nahm den Schatten.

Das Licht schluckte die Dunkelheit, und die Geister der Wächter verschwanden. Sie lösten sich auf, sie waren plötzlich wie Rauch, und auch ihre Waffen zeichneten sich in der normalen Dunkelheit nicht mehr ab. Ich war gerettet, ich war wieder allein, stand noch immer und konnte es nicht fassen.

Durch die offenstehende Tür drang nur wenig Licht. Und doch reichte dieser Kerzenschein aus, um all das zusehen, was ich sehen wollte.

Die Umgebung war wieder normal geworden. Ich sah die Graböffnungen in den Wänden. Das bleiche Gebeinwirkte wie mit weißgrauer Farbe überstrichen, und ich wußte, daß an der linken Seite, nur wenige Schritte entfernt, die Bundeslade stand.

Das alles stürzte auf mich ein. So war ich froh, mich auf das Schwert stützen zu können wie auf einen Stock.

Der Seher war erschienen!

Mein Gott, damit mußte ich zunächst einmal fertig werden. Ich hatte

ihn schon Jahre nicht mehr ›getroffen‹ – und bereits vergessen, und gerade jetzt war er aus der Unendlichkeit wieder aufgetaucht.

Er hatte sich in der Projektion meines Kreuzes gezeigt. Die Person, die sich aus drei anderen zusammensetzte, die mir geholfen und mir erklärt hatte, daß der Fluch der Sinclairs gelöscht war.

Ich schloß die Augen.

Mein Herz schlug noch immer schnell, und ich fühlte mich auch weiterhin wie vor den Kopf geschlagen. In meinem Kopf taumelten die Gedanken. Ich mußte mich erst wieder fassen, um normal denken zu können. Die Wächter der Lade waren nicht mehr, der Weg zu ihr war frei! Der Seher hatte dafür gesorgt.

Daraus schloß ich, daß man mich für würdig genug ansah, die Lade zu öffnen und hineinschauen zu können. Der Gedanke daran ließ mich nervös werde. Schon jetzt schwor ich mir, falls es tatsächlich dazu kommen sollte, das Geheimnis für mich zu behalten. Das Versprechen mußte ich mir einfach geben. Ich wollte nichts, aber auch gar nichts hinausposaunen in die Welt und für irgendwelche Sensationen sorgen. Diese große Freude mußte ich mir allein gönnen.

Nur wenige Schritte.

Ich drehte mich um.

Das Geräusch war da.

Augenblicklich wich ich zurück und hob die Waffe so an, daß ihre Spitze gegen die offenstehende Tür wies. Dahinter hatte ich das Geräusch vernommen. Ich mußte mich schon sehr irren, wenn es nicht die Echos irgendwelcher Schritte gewesen waren.

Jemand kam.

Aber wer?

Mikail vielleicht? Oder hatte es Hagir, der Templer-Führer, nicht mehr ausgehalten?

Eine andere Möglichkeit konnte ich mir nicht vorstellen, aber es gab noch eine dritte, denn der Ankömmling zog die Tür so weit auf, daß ich ihn sehen konnte.

Mir stockte der Atem. Ich wollte es auch nicht glauben, aber ich irrte mich nicht.

Vor mir stand Hector de Valois, das silberne Skelett!

***

Ich wollte etwas sagen oder mich auf eine andere Art und Weise bemerkbar machen, aber Hector de Valois ging rasch einen Schritt vor und hob den Arm.

Ich verstand die Geste und schwieg. Aber die Überraschung blieb, nicht der Schock. Und wenn, dann war es auf jeden Fall ein positiver Schock, denn das silberne Skelett stand auf meiner Seite. Warum sollte jemand ein Feind sein, als der ich schon einmal gelebt hatte?

Als Hector de Valois und zugleich als ein mächtiger Templer-Führer. Meine Erinnerung an das Leben des Hector de Valois war gelöscht worden. Ich wußte so gut wie gar nichts darüber. Hin und wieder tauchten Bruchstücke davon auf und auch nur in einem Zusammenhang mit ihm. So hatte ich ihm schon einmal als John Sinclair in einer anderen Zeit gegenübergestanden und mich mit dem echten Hector de Valois unterhalten. Wenn man so will, war es praktisch zu einer Begegnung mit mir selbst gekommen. Aber wir hatten uns nie mit Dingen beschäftigt, die die Bundeslade angingen, es war auch nie zwischen uns der Name Lalibela gefallen, obwohl ich einfach davon ausging, daß ihm der nicht unbekannt gewesen war. Hector hatte schließlich näher an Lalibelas Regierungszeit gelebt.

Und jetzt war er hier. Was hatte ihn aus seiner Totenruhe in der alten Schlucht gestört? Hatte er ebenfalls gespürt, wie schlecht es mir gegangen war, oder war er ebenfalls gekommen, um das Rätsel der Bundeslade zu lösen?

Die nahe Zukunft sah verdammt spannend aus. Meine Furcht war verschwunden. Ich fühlte mich glücklich, da mir ein starker Helfer zur Seitestand.

Er kam auf mich zu. Ich blieb stehen. Dann stoppte auch er und legte mir seine silbrig schimmernden Knochenfinger auf die Schultern. Die Berührung war für mich etwas Besonderes. Die Hände gaben einen nur leichten Druck ab, aber ich merkte ihn sehr deutlich und spürte einen warmen Strom durch meine Arme und wenig später auch durch den gesamten Körper rieseln. So konnte eine Hoffnung übermittelt werden.

Ich wußte auch, daß wir nicht stumm bleiben würden. Wir konnten kommunizieren. Zwar nicht miteinander sprechen, aber es gab andere Wege der Kontaktaufnahme.

Noch schwiegen wir und schauten uns an.

Ich hatte die letzten Erlebnisse, die mich beinahe das Leben gekostet hätten, vergessen. Ich sah eigentlich nur ihn, denn sein Gesicht zeichnete sich dicht vor dem meinen ab. Obwohl es völlig hautlos war und nur matt durch die silberne Farbe glänzte, spürte ich keine Furcht. Auch nicht, wenn ich in die leeren Augenhöhlen blickte, die allerdings nur auf den ersten Blick leer waren. Auf den zweiten schienen sie unauslotbar tief zu sein. Möglicherweise verbarg sich darin etwas, von dem kein Fremder etwas wußte. Wichtig war es bestimmt, ich glaubte es bereits zu spüren.

Ich wußte nicht, wie ich es bezeichnen sollte. Es war so gut wie unmöglich, einen Namen dafür zu finden, und deshalb bezeichnete ich es für mich als Seele.

Ja, ein Toter, der eine Seele hatte. So und nicht anders sah ich es an.

Hector de Valois wartete ab, während ich in meinem Kopf die erste

Frage formulierte.
»Warum?«
Hätte er gelächelt, er hätte es sicherlich getan, das wußte ich, so aber »hörte« ich auf eine bestimmte Art und Weise seine Antwort.
Worte, die nicht akustisch klangen, sich aber in meinem Kopf zu einer Antwort zusammensetzten.
»Ich habe gespürt, John, daß du einen besonderen Weg eingeschlagen hast. Und ich wollte dich nicht allein lassen, denn ich weiß, wie gefährlich dieser Pfad ist.«
Darüber war ich erfreut und stellte meine nächste Frage. »Dann weißt du auch, wo wir uns befinden?«
»Sicher.«
Die Antwort war klar gewesen. Sie brachte mich trotzdem ein wenig durcheinander, und so fragte ich: »Hast du denn nie den Wunsch verspürt, diesen Ort hier aufzusuchen? Hast du niemals davon geträumt, die Bundeslade zu finden?«
»Doch John Sinclair, auch wir haben davon gesprochen. Damals, zu unserer Zeit. Aber wir haben es nie für sehr wichtig gehalten, den Ort der Lade zu finden. Man hat sich zu meiner Zeit auch nicht so sehr damit beschäftigt, denn es gab andere Probleme. Bestimmt hat es auch Menschen gegeben, die mehr wußten, nur haben sie ihr Wissen immer für sich behalten oder nur mit absolut vertrauenswürdigen Personen darüber gesprochen. Man hat der Bibel mehr geglaubt als heute, und die Lade selbst wurde über lange Zeit in diesem Buch der Bücher gar nicht erwähnt. Man hat sie totgeschwiegen.«
»Was mich betroffen macht, denn sie ist wichtig.«
Hector ließ sich Zeit mit der Antwort und sagte dann: »Ist die Lade wirklich so wichtig für die Menschen? So wichtig für dich? Ist es nicht besser, wenn man ihr das Geheimnis läßt, John? Du weißt jetzt, wo sie ist. Ich würde es dabei belassen, und ich weiß auch, daß du zu den Menschen zählst, die schweigen können, wenn es darauf ankommt.«
»Das ist wohl wahr.«
»Warum willst du dann alles wissen?«
Eine gute Frage, aber ich gab auch die Antwort. »Es war nicht so, daß ich unbedingt alles wissen wollte. Ich bin auf diesen Weg gelenkt worden, und zwar durch den Abbé. Er hat alles in die Wege geleitet. Er hat Besuch von Angares bekommen, der sich als letzter Hüter der Lade bezeichnete, was ich jetzt nicht mehr so recht glauben kann. Und er hat von den Gefahren gesprochen, die der Lade drohen. Ich sehe mich eigentlich nicht nur als Sucher und jetzt auch Finder an, sondern zugleich als Beschützer des Allerheiligsten.«
»Das ist wohl gut, John Sinclair!« lobte mich Hector. »Nichts anderes habe ich von dir erwartet.«
»Du weißt ja selbst, daß die Lade in Gefahr ist«, sagte ich. »Es gibt

eine Gruppe von Templern, die von denen abstammen, die vor vielen Jahren in dieses Land kamen und auf einen König trafen, der ihnen sehr zugetan war. Sie haben sich mit dem König verbunden. Sie haben auch die Kirchen gebaut, und sie sind später nicht mehr inihre Heimat zurückgekehrt, sondern geblieben. Sie gaben ihren Schwur auf, denn sie haben sich mit der einheimischen Bevölkerung vermischt. Lalibela war hoch angesehen, man mochte ihn. Er ist nicht vergessen, und in seinem Geist machen die neuen Templer weiter. Sie wollen die politische Macht. Sie wollen die Regierung übernehmen, und dazu brauchen sie eben das mächtige Palladium.«

»Ja, das hast du richtig erfaßt. Nur werden sie es nicht bekommen. Sie sind nicht würdig. Sie wollten sogar mich töten, aber sie konnten es nicht. Ich habe ihren Anführer bestraft…«

»Hagir?«

»So hieß der Mann wohl.«

»Dann sind sie führungslos!« Diesmal hatte ich sogar geflüstert.

»Aber ich glaube nicht, daß sie aufgeben werden. Sie sind einfach zu nahe am Ziel.«

»Und sie haben mich hineingehen sehen.«

»Dann werden sie dir folgen.«

»Das glaube ich auch. Aber nicht sofort. Sie werden erst über den Tod ihres Anführers hinwegkommen müssen. Danach müssen sie jemanden bestimmen, der den Anfang macht. Und dann erst werden sie mir in die Kapelle folgen.«

»Ich glaube auch, daß sie sich dabei fest auf den alten König Lalibela verlassen. Sie stehen unter seinem Schutz, das hoffen sie zumindest. Mag sein Körper auch vermodert sein, der Geist ist es nicht, das weiß ich leider genau.«

»War er denn so schlecht? Hat er Mord und Totschlag unterstützt?«

»Das kann ich dir nicht sagen. Es muß ihn geben, und er ist auch an mich herangekommen auf dem Weg über meinen toten Vater, dessen Stimme ich hörte.«

Wenn Hector de Valois überrascht war, so merkte ich es ihm nicht an. Er fragte nur: »Was sagte er?«

»Er warnte mich. Er hatte Angst ummich. Aber nur für einen kurzen Moment, dann war alles vorbei. Aber ich habe seine Stimme vorn in der Kapelle gehört. Etwas muß mit ihm geschehen sein, aber ich weiß nicht, was es ist. Die Schatten der toten Hüter haben ihn und meine Mutter getötet. Er wollte wohl nicht, daß mir das gleiche Schicksal widerfährt. Der Fluch der Sinclairs sollte nicht endgültig erfüllt werden. Das ist dann auch eingetreten. Ich erhielt die Hilfe eines sehr Mächtigen, und nur deshalb stehe ich vor dir. Es ist auch für mich der Beweis gewesen, meine Aufgabe fortzuführen. Das werde ich auch tun, obwohl ich zum erstenmal den Eindruck habe, völlig allein zu sein.«

»Warum?«

Ich senkte den Kopf. Ich preßte meine Lippen zusammen. Diesmal fiel es mir nicht leicht, die Antwort zu formulieren. »Wenn ein Sohn oder eine Tochter seine Eltern verloren hat, dann muß er sich einfach allein fühlen.«

»Ja!« hörte ich die Antwort. »Ja, ich verstehe dich sehr gut.« Mit einer tröstenden und zärtlichen Bewegung zugleich fuhr die Knochenhand des silbernen Skeletts über mein Haar hinweg, und diese Berührung tat mir sehr gut.

Die kurze Schweigepause wurde durch Hector de Valois unterbrochen. »Ich möchte, daß du weitermachst, John Sinclair. Du weißt, daß du der Sohn des Lichts bist. Du trägst das Kreuz. Du hast die Verantwortung, aber auch du mußt deine Grenzen kennenlernen.«

»Sicher.«

»Wir haben vorhin von den Templern gesprochen, die mich verfolgen werden. Laß es geschehen, tu nichts. Sie werden die Kapelle betreten, aber sie wissen nicht, daß sie auch zu ihrem Grab werden wird.«

»Grab?« Ich war überrascht.

»Sie werden sterben.«

»Warum?«

»Weil sie sich falsch verhalten. Gewisse Dinge dürfen niemals angerührt werden.«

»Dazu zählt also die Lade?«

»Ja.«

»Und was ist mit uns?« Die Frage hatte mir auf der Seele gebrannt.

Nur erhielt ich keine Antwort, wie ich sie gewohnt war. Hector de Valois streckte abermals seinen Arm aus. Er berührte mich leicht und zog mich zugleich herum.

»Komm bis zur Tür, aber nicht weiter.«

Ich folgte ihm. Sie stand so weit offen, daß wir beide in die Kapelle schauen konnten. Zudem blickte ich noch über den Kopf des silbernen Skeletts hinweg.

Wir sahen die Kerzen, das flackernde Licht, wir sahen auch die Eingangstür, aber die Bundeslade lag im toten Winkel.

Dafür passierte das, was Hector de Valois schon vorhergesagt hatte. Die Tür der Kapelle wurde so weit wie möglich aufgezogen. Wie Gestalten aus einem Alptraum malten sich die Templer hinter dem Eingang ab. Sie sahen die Lade wahrscheinlich zum erstenmal, und sie mußten diese Tatsache erst fassen.

Die Angst war schnell überwunden. Hintereinander betraten sie auf leisen Sohlen die Kapelle.

Ich hörte wieder die Stimme des Hector de Valois in meinem Kopf.

»Sie werden sterben – alle…«

***

Es waren Worte, die mir nicht mehr aus dem Kopf, wollten. Wenn sie tatsächlich zutreffen sollten, dannmußte es auch Mörder geben, die für den Tod der Templer sorgten.

Mörder? Oder nur ein Täter. Sicherlich nur einer. Und damit war die Lade gemeint.

War sie tatsächlich eine Mörderin? Konnte das, was als Allerheiligstes verehrt wurde, andere vernichten? Ich wollte da nicht zustimmen, denn es paßte nicht in meine Denk- und Glaubensstruktur hinein. Nur mußte ich auch in Betracht ziehen, daß die Zeit, in der die Bundeslade gebaut worden war, nicht eben zu den friedlichsten gezählt hatte. Da war vieles im Umbruch gewesen. Da hatte man nicht nur an einen Gott geglaubt, sondern an viele Götter und Götzen. Der Baal-Kult hatte in höchster Blüte gestanden. Die Menschen hatten einfach neue Götter gesucht, die ihnen Halt und Schutz gaben.

Beinahe so wie heute…

Meine Gedanken kehrten wieder zurück zur Lade. Als Kriegswaffe war sie ge- oder mißbraucht worden. Menschen waren durch eine Berührung getötet worden. Nicht ohne Grund hatte nach Fertigstellung der Lade ein Mindestabstand eingehalten werden müssen. Diese Botschaft hatte Moses vom Berg Sinai mitgebracht.

Ich konnte es drehen und wenden wie ich es wollte. Eine Antwort bekam ich durch das reine Überlegen nicht. Hier mußte schon etwas passieren, um mir das Wissen zu vermitteln.

Die Templer waren die Spitze. Sie alle hatten sich in die Kapelle hineingeschoben. So mordlüstern sie sich außerhalb des Hauses auch gezeigt hatten, jetzt hielt keiner der Männer eine Waffe in der Hand. Sie waren sich sehr wohl bewußt, welchen Raum sie betreten hatten, und sie machten auf mich den Eindruck einer ehrfurchtsvollen, leicht ängstlichen Gruppe.

Ich blickte noch einmal zur Kapellentür hin, weil ich Mikail vermißte.

Er war nicht zu sehen und kam auchnicht als Nachzügler. Nicht einmal an der Tür ließ er sich blicken, was mich schon etwas nachdenklich machte.

Wollte oder konnte er nicht kommen? Er wollte sicherlich nicht, weil er sich auskannte oder der Lade eben einen zu großen Respekt zollte.

Das silberne Skelett rührte sich nicht von der Stelle. Es wartete ab.

Es schaute in dieselbe Richtung wie ich, obwohl ich mir nicht vorstellen konnte, daß es für Hector de Valois etwas zu sehen gab. Ich glaubte einfach nicht daran, denn in den Höhlen seiner Augen lag nichts, nur Leere.

Und trotzdem bekam er alles mit. Auf eine geheimnisvolle, magische und nicht erklärbare Art und Weise wurde auch er Zeuge gewisser Vorgänge. So wartete er ebenfalls ab und beobachtete die Templer.

Sie standen zusammen und tuschelten. Sie schauten sich an, und immer dann, wenn jemand etwas Bestimmtes gesagt hatte, drehten sie die Köpfe, um einen Blick auf die Lade zu werfen, die für uns nach wie vor unsichtbar war.

Sie waren noch unsicher. Sie trauten sich nicht. Wahrscheinlich fehlte ihnen auch der Anführer. Hinzu kam, daß auch sie über die Vergangenheit der Lade informiert waren und jetzt nach einem Weg suchten, alles richtig zu machen.

Uns hatten sie nicht gesehen. Selbst die schmale Tür war ihnen nicht aufgefallen. Die Kerzenlichter ließen unsere Gegend ziemlich im Schatten, was auch gut war.

Ein Templer löste sich von der Gruppe. Er schlich mit abgehackten Schritten auf die Lade zu. Mir kam der Mann vor wie jemand, der mit verbundenen Augen über irgendwelche Hindernisse stieg.

Hector de Valois »sprach« mit mir. »Er wird sterben.«

»Warum?«

»Ich weiß es. Die Lade wird ihn als Feind ansehen. Er ist nicht würdig, sie zu berühren.«

»Wer ist überhaupt würdig?«

Das silberne Skelett schwieg, und dieses Schweigen machte mir nicht eben Mut. Ich war nahe daran, Hector zur Seite zu schieben, um besser sehen zu können, aber ich hielt meinen Drang im Zaum, denn ich konnte die Templer ziemlich gut sehen und deren Reaktionen entnehmen, was ihr Vorposten tat.

Er mußte die Lade erreicht haben. Die anderen duckten sich plötzlich. Sie schwiegen und hielten den Atem an. Einen Moment später schraken sie beinahe synchron zusammen. Sie selbst machten den Eindruck von Schauspielern, die auf einer Bühne standen und den Anweisungen eines Regisseurs Folge leisteten.

Jetzt hätte ich gern mehr Licht gehabt, um alles besser erkennen zu können.

Ich bekam das Licht – und hörte den furchtbaren Schrei.

Er zerriß die Stille. Er klang so überraschend und unmenschlich zugleich. Das Licht war ein tanzender und zuckender heller Kranz, der sich um die Gestalt des zurücklaufenden Mannes gelegt hatte.

Der Templer brannte!

Aber er brannte auf eine bestimmte Art und Weise. Es war kein Feuer, das ihn vernichtete oder verkohlte. Um ihn herum stoben Funken. Elektrische Ladungen, die einen regelrechten Funkensturm bildeten.

Der Mann mußte die Lade berührt haben. Oder er war zu sehr in ihre Nähe gelangt. So hatte das Palladium zurückgeschlagen. Es dauerte nur wenige Sekunden. Der Schrei war noch als Echo zu hören, als der Mann bereits sein Leben ausgehaucht hatte.

In der Lücke zwischen zwei Kerzenständern brach er zusammen.

Er wurde zu einem durchsichtigen Etwas. Die Energie war so groß, daß sie alles an ihm vernichtete. Die Kleidung, die Haut, das Fleisch, Muskeln, Sehnen und Knochen, selbst die Waffe blieb nicht mehr normal zurück. Die übergroße Hitze und Energie hatten das Metall geschmolzen und vom Körper des Menschen nur Asche übriggelassen.

Asche, die auf dem Boden lag. Feiner Staub. Sehr wenig. Er hätte gerade mal den Boden einer Urne bedeckt.

Das große Schweigen breitete sich aus. Die Templer waren entsetzt und fassungslos. Für sie mußte eine Welt zusammengebrochen sein.

Sie, die von einem politischen Umsturz träumten, die soviel eingesetzt hatten, um das Ziel zu erreichen, hatten erlebt, wie schwierig der letzte Schritt war. Manchmal sogar tödlich.

Auch ich mußte meine Pläne zurückstellen. Und ich dachte im nachhinein daran, welches Glück ich doch gehabt hatte, nicht auch verbrannt zu sein. Immerhin hatte ich die Lade schon berührt. Allerdings hatte sich das Schwert zwischen ihr und mir befunden und wohl einen Großteil der Energien aufgesaugt.

Ich wartete auf eine Bemerkung meines Begleiters, aber Hector de Valois blieb stumm.

War auch er überrascht oder entsetzt? Ich traute es ihm zu, aber ich war mir nicht sicher.

Die Templer hatten ihren ersten Schock überwunden. Reden konnten sie trotzdem nicht. Sie lösten ihre Versammlung auf und näherten sich von verschiedenen Seiten genau dem Ort, wo die Asche als blasser Schleier auf dem Boden lag.

Einer bückte sich. Bestimmt würde er die Asche untersuchen wollen. Alser sich wieder aufrichtete, rieb er eine Probe zwischen Finger und Daumen. Dabei wehte ein feiner Aschefilm zu Boden.

Ein Templer sprach sehr hektisch. Auch wenn ich ihn nicht verstand, wußte ich doch, was er wollte, denn er deutete immer wieder mit zuckenden Armbewegungen auf die Tür.

Er wollte weg.

Die anderen aber nicht. Zwei von ihnen redeten auf ihn ein, konnten den Mann aber nicht zur Vernunft bringen, bis ein dritter seine Waffe zog und ihn bedrohte.

Dann trat er zurück, verstummte und nickte. Er war also wieder in den Kreis aufgenommen.

Bei mir meldete sich Hector de Valois. »Sie werden es auch jetzt wieder versuchen.«

»Wollen sie alle sterben?«

»Ich weiß es nicht. Aber sie haben lange dafür gekämpft, die Lade zu finden. Sie werden sie nicht in Ruhe lassen. Sie werden sie vielleicht nicht öffnen, aber herausholen wollen, und dabei könnten sie alle

umkommen, glaube ich.«

Von mir erhielt das silberne Skelett keinen Widerspruch. Wenn das alles so eintraf, was ich im tiefsten Innern nicht hoffte, weil es ja Menschen waren, die starben, aber was würde dann mit uns geschehen, wenn wir es versuchten?

Einmal hatte ich den Kontakt gehabt. Und ich fragte mich, ob ich das wiederholen wollte. Gut, ich war nicht gestorben, aber ein Spaß war es auch nicht gewesen. Möglicherweise eine erste Warnung. Die zweite konnte dann härter, vielleicht sogar tödlich ausfallen.

Die Templer waren noch immer nicht zu einem Entschluß gelangt.

Sie redeten, sie schauten gegen die Lade, sie machten Pläne und zeichneten dabei die Wege in die Luft, als wolltensie schon einen Transportweg erkunden.

Ich war sehr froh darüber, daß sie uns noch nicht entdeckt hatten.

Wäre das der Fall gewesen, hätten sie zumindest mich als einen der ihren einsetzen können.

Die Lade war geladen.

Handelte es sich tatsächlich um Strom? Oder war es eine andere, eine fremde Kraft, die ebenso reagierte.

Ich dachte noch einmal alles durch, während die Templer weiterhin diskutierten. Einiges aus der Bibel war auch bei mir ›hängengeblieben‹. Menschen waren gestorben, als sie nach der Lade faßten.

Immer wieder bei ihren Transporten.

War das Palladium tatsächlich ein geladener Akku? Dazu paßte die Beschreibung in der Bibel, denn dort war geschrieben worden, daß die Lade oft genug von sprühenden Funken umgeben war.

Funken hatte ich auch hier gesehen. Ein Mensch war im kalten Feuer verbrannt.

Wieder mußten wir warten. Die Templer hatten sich noch nicht entschlossen, einen zweiten Versuch zu wagen. Sie diskutierten noch flüsternd. Manchmal deuteten sie auf die Lade, dann wiederum schauten sie auf die Tür.

Noch war nichts entschieden…

Auch Hector de Valois wartete schweigend neben mir. Ich bekam keinen Kontakt mehr zu ihm. In meinem Kopf blieb es still. Er überließ mich meinen eigenen Gedanken.

Plötzlich sprachen die Templer lauter. Es war der Beginn eines Gebets, und in die Worte des Vorbeters fielen die anderen Männer mit ein. Sie hatten dabei ihre Köpfe zurückgelegt, als könnten sie so durch die Decke in den Himmel schauen und den Allmächtigen um Beistand bitten. Mir waren ihre Worte fremd, aber der Sinn des Gebetes mußte wohl sein, daß ihnen die Tore zur Erreichung der Bundeslade geöffnet wurden. Daß es kein Hindernis mehr gab und sie überlebten.

Ich war durch ihr Gemurmel so stark abgelenkt worden, daß Hector de Valois mich zum zweitenmal ansprechen mußte, bevor ich überhaupt reagierte.

»Sie werden nicht aufgeben. Sie werden es tun, und sie werden verlieren.«

»Meinst du?«

»Ja, denn ich spüre es. Sie sind nicht würdig. Ihre Herzen sind nicht rein. Selbst Lalibela hat die Lade nicht geöffnet. Niemand wagt es. Er hat sie nur weggeschafft und falsche Fährten gelegt. Und nun wollen sich Männer an ihr vergehen, die Mörder sind? Nein, das kann nicht gutgehen.«

»Dann werden alle sterben!« stellte ich fragend fest.

»Es läuft darauf hinaus.«

Der Gedanke gefiel mir nicht. »Vielleicht gibt es noch eine Möglichkeit für sie.«

»Welche denn?«

»Wir könnten sie warnen…«

Lachte Hector, oder lachte er nicht? Es hörte sich zumindest so an.

Die Antwort bekam ich auch. »Es wird dir nichts bringen, wenn du versuchst, sie zu warnen. Sie haben ihren Plan gefaßt. Sie werden ihren Weg bis zum bitteren Ende gehen. Wenn du dich ihnen zeigst, werden sie in dir einen Feind erkennen, der getötet werden muß. Das darfst du nie vergessen. Oder willst du hier dein Leben aushauchen?«

»Auf keinen Fall.«

»Dann laß es, John.«

Ja, ich ließ es bleiben, aber ich dachte einen Schritt weiter und formulierte gedanklich die nächste Frage. »Wie sieht es dann mit unseren Plänen aus?«

»Ich habe sie zurückgestellt.«

»Auch aufgegeben?«

Er hielt sich mit einer Antwort zurück. Ich wollte auch nicht mehr nachfragen, denn ich sah, daß die Templer tatsächlich einen Entschluß gefaßt hatten.

Sie hielten sich an den Händen fest und standen in einer Reihe vor der Lade, die nur sie sahen, wir leider nicht.

Das würde sich ändern. Ich wollte nur abwarten, bis die Templer weiter nach vorn gegangen waren.

Noch standen sie.

Sie sprachen. Sie beteten. Sie neigten ihre Köpfe dem Mysterium entgegen.

Auch in mir wuchs die Spannung. Mein Herz klopfte schneller.

Der kalte Schweiß würde von allein nicht mehr weichen. Sogar die Augen brannten. Ob es am Geruch der Kerzen oder an meiner inneren Nervosität lag, das wußte ich nicht.

Die Templer waren bereit. Ihre Gebete und Fürsprachen verstummten. Noch einmal schauten sie sich an. Jeder schien dem anderen Mut machen zu wollen.

Dann gingen sie vor.

An den Händen haltend, in einer Reihe, auf einer Höhe bleibend.

Keiner verließ die Schrittfolge. Ihre Mäntel wehten. Der Luftzug erreichte auch die Flammen und spielte mit ihnen, so daß bizarre Schatten durch die Kapelle huschten und wie fremde, unheimliche Wesen an den Wänden tanzten.

Keiner von ihnen sprach jetzt noch. Sie waren voll konzentriert auf die Lade. Sie schauten auch nicht in unsere Richtung. Um sie herum hätte Panik ausbrechen können, Menschen wie sie hätten sich nicht ablenken lassen.

So konnte ich es riskieren. Um allerdings die Kapelle betreten zu können, mußte ich erst das silberne Skelett zur Seite schieben.

Ich legte meine Hände auf die knöchernen Schultern und wunderte mich darüber, daß sie nicht kalt waren. Durch die Knochen rieselte ein warmer Strom, als wäre diese Gestalt garnicht tot, sondern auf eine besondere Art und Weise am Leben, wobei dieses Leben in seinen Knochen und Gebeinen verborgen war.

Es hinderte mich nicht daran, meinen Weg zu gehen. Es warnte mich nur. »Sei vorsichtig!«

»Darauf kannst du dich verlassen.« Erst jetzt fiel mir ein, daß ich das Schwert noch immer festhielt. Auch das Kreuz schimmerte vor meiner Brust. Es strahlte nur keine Wärme ab. Hier existierten die Dämonen nicht.

Allmählich geriet auch die Lade in mein Blickfeld und mit ihr die beiden Cherubim.

Sie hatten sich nicht wieder in ihre alte Stellung zurückgedreht, sondern starrten die Templer an oder auf sie nieder, da sie ja erhöht hockten. In ihren Gesichter sah ich kein Leben. Sie blieben völlig starr, und es war ihnen auch nicht anzusehen, ob sie elektrisch geladen waren oder nicht.

Das gleiche galt für das Palladium selbst. Ob es nun aus Holz oder aus Metall bestand, war für mich noch immer nicht herauszufinden.

Der Bibel nach war sie aus Holz gebaut worden. Vielleicht hatte sie einen Anstrich bekommen oder war durch Metall geschützt worden.

Ich konnte da nur spekulieren.

Ablenken lassen durch meine eigenen Gedanken wollte ich mich nicht, obgleich es mir nicht leichtfiel. Für mich waren einzig und allein die Templer und die Lade wichtig.

Sie waren schon ziemlich weit an sie herangekommen. Ich stand seitlich von ihnen und hörte von der zweiten schmalen Tür her ein leises Knirschen.

Hector de Valois hatte sich in Bewegung gesetzt und kam auf mich zu. Obwohl er nicht lautlos ging, wurde er von den Templern nicht gehört. Sie waren zu stark mit sich selbst beschäftigt, denn sie standen nur Schritte von der Erfüllung ihres großen Traums entfernt.

Tut es lieber nicht, dachte ich bei mir. Wieder kam mir in den Sinn, sie zu warnen. Aber ich erinnerte mich auch an Hectors Worte und hielt den Mund.

Wenn die Gruppe der Templer jetzt noch einen Schritt nach vorn ging, mußten sie die Lade anfassen können. Ich wartete darauf, daß sie es taten, aber sie ließen sich Zeit. Sie blieben stehen, hielten sich an den Händen fest, die Blicke gegen die Lade und auch gegen die beiden Cherubim gerichtet.

Dann bewegten sich ihre Lippen. Zuerst leise, dann immer lauter sprachen sie ihre Fürbitten. Hector de Valois schüttelte den Kopf.

»Mörder, die beten.« Er regte sich auf. »Doch es wird ihnen nichts bringen. Sie haben sich einfach zu weit vorgewagt.«

Ich stand hinter den Templern und schaute auf ihre Rücken. Die Flammen gaben noch immer ihr unregelmäßiges Licht. Sie verteilten Helligkeit und Schatten, so daß die geisterhafte Atmosphäre blieb, aber das Licht schien dunkler geworden zu sein.

Wann endlich gingen sie?

Noch murmelten sie die Gebete. Sie neigten die Köpfe und sprachen die letzten Worte in diesen Haltungen, denn als sich die Körper wieder aufrichteten, waren die Templer stumm.

Die Entscheidung war getroffen.

Sie gingen vor.

Einen kleinen Schritt, danach den nächsten – und damit hatten sie die Lade erreicht.

Ihre Hände lösten sich. Jeder sollte die Chance bekommen, die Lade zu berühren. Sie wollten den ersten Kontakt haben, um sie später wegschaffen zu können.

Es war auch der Augenblick der fiebrigen Spannung für mich. Es gab nur noch diese Szene vor mir. Ich stellte wie nebenbei fest, daß ich meine Hand so hart um den Schwertgriff geklammert hatte, als wollte ich ihn zerdrücken.

»Sie tun es!«

Hector hatte sich gemeldet. Von mir bekam er keine Antwort. Ich konzentrierte mich voll und ganz auf die Templer.

Sie wollten die Lade. Sie hoben die Arme an und taten somit den letzten Schritt.

Kontakt!

Und die Lade reagierte!

***

Sie handelte auf ihre Art und Weise. Ich stand wie gebannt auf dem Fleck und schaute zu. Es war wahnsinnig, es war zugleich auch ungeheuerlich und auf irgendeine Art und Weise phantastisch.

Ich hörte mich selbst schreien. Aber es war nur ein Schrei in meinem Innern, ein stummer, wie man sagt. Und auch die Templer schrien nicht. Ihnen schienen die Stimmen geraubt worden zu sein, denn sie waren augenblicklich in den Machtbereich der Lade hineingeraten und kamen aus ihm nicht mehr hervor.

Die Lade war nicht normal. Sie schickte ihre Kraft, und das war das Licht.

Ich schaute hinein. Es war mir in diesen Momenten egal, ob ich geblendet wurde. Aber ich sah auch nicht alles, denn oberhalb der Lade, zwischen den beiden Cherubim, sorgte ein Netzwerk von blauweißen Funken für Aufmerksamkeit.

Dort befand sich das Zentrum. Von ihm strahlte das weitere Licht ab, das möglicherweise wie Pfeile in die Reihe der Templer hineingestoßen war.

Ich hatte es nicht gesehen, aber ich erlebte die Folgen. Die Menschen waren von einem wahren Inferno aus Elektrizität umgeben.

Sie standen auf der Stelle und starben auch dort. Das Licht fraß sie auf. Es verbrannte sie. Es machte sie zu Staub, zu Asche, und nicht ein Laut drang an meine Ohren.

Ich stand wie ein Schattenriß dieser Blitz- und Lichtwolken, wobei ich mich nicht bewegte und nun das Kreuz vor der Brust spürte.

Es leuchtete ebenfalls auf, aber es sprühten keine Funken. Ich rechnete damit, daß es einen Schutzschild um mich, seinen Träger, aufgebaut hatte.

Die Templer waren wehrlos gewesen, und sie wurden von dem Mysterium nicht akzeptiert.

Es tötete sie!

Das Licht und die Blitze schossen jetzt quer durch die Kapelle, als wollten sie auch alles mitnehmen, was noch lebte. Sie strahlten ein letztes Mal auf, als sollte ihr Licht selbst die Steine und Mauern verglühen lassen, dann war es vorbei.

Die große Dunkelheit fiel wie ein zuschnappendes Tuch in das Innere der Kapelle hinein und legte sich über alles, was noch lebte.

Auch über mich.

Ich stand im Finstern und sah auch die Flammen nicht mehr.

Sekundenlang raste mein Herzschlag wie verrückt. Es war einfach nicht zu fassen. Die Furcht brachte mich beinahe um. War ich in dieser kurzen Zeit erblindet?

Panik erfaßte mich. Ich zwinkerte jetzt, aber noch immer tobte die Helligkeit in meinen Augen nach. Daß Hector de Valois neben mich getreten war, sah ich nicht. Ich spürte nur, wie seine Knochenfinger

meinen rechten Arm anfaßten.
»Du brauchst keine Sorgen zu haben, John. Es geht vorbei. Bei mir geht es auch vorbei.«
»Was weißt du?«
»Du bist nicht blind.«
Er hatte mir Hoffnung gegeben, und ich stellte fest, daß er recht behielt.
Allmählich nahm ich wieder die Gegensätze zwischen Hell und Dunkel wahr.
Verschwommen war alles noch, was ich sah. Wie von einem dünnen Nebelschleier umflort. Die Flammen waren noch vorhanden. Sie bildeten bei meiner Sichtweise allerdings ein kleines Meer, denn sie waren zusammengewachsen und lösten sich nach einer Weile voneinander. Mit der linken Hand rieb ich über meine Augen. Wenig später verhinderte ein Tränenschleier meine Sicht, aber auch der verging. So konnte ich wieder normal schauen.
Die Lade war da. Die Cherubim auch. Nichts hatte sich bei ihnen verändert. Aber vor dem Mysterium, und zwar dort, wo die Templer gestanden hatten, malte sich auf dem Boden eine hellbraune Spur ab. Nicht mehr, keine Knochen, keine Reste der Kleidung, auch nicht das geschmolzene Metall der Waffen.
Nur Asche…
Vor einer oder zwei Minuten hatten hier noch Menschen gestanden. Nun sah ich die Reste, und ich wußte auch, wer dafür gesorgt hatte. So stimmten dann die Geschichten aus dem Alten Testament.
Die Bundeslade hatte noch nichts von ihrer Macht eingebüßt. Sie war ein Palladium, das die Israeliten mit in ihre Kriege genommen hatten, um die Feinde zu erschrecken. Erst Salomo, der seinen Tempel für die Lade gebaut hatte, wollte den Frieden. In seiner Zeit war sie auch weggeschafft worden, und die Kriege waren erst später wieder aufgeflammt, als Salomo nicht mehr regierte. Da hatte die Lade schon nicht mehr in Jerusalem gestanden.
»Siehst du, was geschehen ist?« fragte Hector.
Ich nickte nur.
Er ließ mir Zeit. Dann wollte er wissen, wie es weitergehen würde.
»Hast du dir jetzt einen neuen Plan überlegt?«
»Nein.«
»Du machst mich unsicher.«
Ich hob die Schultern. »Das weiß ich, aber ich glaube nicht, daß ich so schnell von hier weglaufen werde. Ich habe Zeit. Ich werde die nächsten Stunden hier verbringen.«
»Du willst die Kapelle also nicht verlassen?«
Meine Antwort war ein Kopfschütteln.
»Es ist schwer, dir einen Rat zu geben, aber denke daran, was mit

den Templern geschah.«

»Keine Sorge, das habe ich nicht vergessen. Und was ist mit dir? Bist du nicht neugierig?«

»Nein. Nicht wie du. Ich möchte sie als Mysterium auch weiterhin akzeptieren.«

»Ja, das ist verständlich«, kommentierte ich. »Aber bei mir ist das etwas anderes.«

»Das mußt du mir erklären.«

»Gern. Mich hat man geschickt, Hector. Ich bin den steinigen Weg gegangen, um die Lade endlich zu finden. Ich habe vieles in Kauf genommen, und jetzt stehe ich hier, schaue sie an und weiß nicht, was ich noch denken soll. Ich möchte Ruhe haben, und ich glaube, daß mir die Kapelle und auch die Nähe der Bundeslade diese Ruhe geben wird.«

»Gut, John, es ist deine Entscheidung. Ich werde dich allein lassen.«

»Bleibst du in der Nähe?«

»Ja, hier in der Klosteranlage.«

»Das ist gut.«

»Wenn etwas geschieht oder wenn du mich noch benötigst, dann rufe mich bitte.«

»Das werde ich. Danke…«

Hector de Valois ging und ließ mich allein zurück. Ich hörte noch, wie er die Tür der Kapelle zuzog, dann verklangen auch die letzten Echos seiner Schritte.

Ich war allein.

Allein mit der Bundeslade!

***

Wie ein Büßer und mit gesenktem Kopf stand ich vor diesem Mysterium und wagte zunächst nicht, meine Augen zu erheben. Es gab in diesen langen Augenblicken zunächst nur meine Gefühle, mit denen ich fertig werden mußte. Obwohl ich einiges erlebt hatte, war es für mich noch immer so unbegreiflich, daß ich mit der Bundeslade allein war. Der Weg, mein Schicksal, hatte mich hergeführt. Ich war jetzt gefordert und würde nachdenken müssen, wie es weiterging.

Die Luft hatte sich verändert. Sie kam mir wesentlich kälter vor.

Sie roch auch anders. In ihr hatte sich der bei den Entladungen entstehende Geruch festgesetzt. Ich konnte ihn nur schwer identifizieren. Es roch nicht angebrannt, eher metallisch wie bei einem Kurzschluß.

Eine sehr klare Luft durchwehte die Kapelle. Die Entladungen schienen sie gereinigt zu haben.

Endlich fühlte ich mich in der Lage, den Kopf und damit den Blick wieder anzuheben. Meine Augen richteten sich auf die beiden

Cherubim. Sie hockten dort als Wächter – und sie hatten sich wieder bewegt. Nun schauten sie sich gegenseitig an.

Es mußte während der Entladungen geschehen sein. Ich hatte davon nichts mitbekommen.

Angst machten mir die Geschöpfe nicht, aber ich zählte sie auch nicht in den Bereich der Engel. Sie hatte es schon bei den altägyptischen Götterkulten gegeben, und sie waren dannvon den Israeliten übernommen worden, nach der langen Gefangenschaft in Ägypten.

Da hatte dieses andere Volk natürlich etwas von dem Götterglauben mitbekommen, deshalb wohl auch die geflügelten Wächter.

Sie blieben starr. Lösten sich nicht von ihren Plätzen. Ich fragte mich, ob sie vielleicht so etwas wie Magnete waren, damit die Ströme fließen konnten.

Den Tod der Templer hatte ich zwar nicht vergessen, aber verdrängt. Ich spürte noch immer den Drang, so dicht an die Lade heranzugehen wie sie. Ich wollte sie berühren und herausfinden, wie sie auf mich reagierte.

Seltsamerweise wuchs mein Optimismus. Wenn ich die Lade nicht hätte finden sollen, dann wäre Angares nicht bei Abbé Bloch gewesen. Bei mir waren die Voraussetzungen eben ganz anders.

Lagen tatsächlich die steinernen Tafel mit den Zehn Geboten darin?

Allein der Gedanke daran ließ mich nervös werden. Gleichzeitig erhob sich die Frage, ob es mir gelingen konnte, den Deckel der Lade anzuheben.

Schließlich gab es dabei noch die beiden Cherubim, und sie durfte ich nicht unterschätzen.

Ich machte mich auf den Weg, denn ich wolle die Lade einmal umrunden. Niemand störte mich dabei. Auch Hector de Valois hielt sich an die Regeln, die er sich selbst auferlegt hatte. Der Weg um die Lade herum war kurz, aber ich ließ mir dabei Zeit und genoß ihn.

Ich lauschte dabei meinen eigenen Schritten. Jedes Geräusch kam mir wie eine Störung vor.

Es gab keine Veränderung an der Rückseite der Lade. Ich blieb dort stehen und hätte mir jetzt eine Bibel in die Hand gewünscht, wo jeder nachlesen konnte, wie und aus welch einem Material die Lade erbaut worden war.

Aus Akazienholz. So stand es geschrieben. Es waren auch genaue Maßean Moses weitergegeben worden. Das Holz war innen und außen mit purem Gold überzogen worden.

Ich konnte mir schon vorstellen, daß die Goldschicht auch außen noch vorhanden war. Aber sie leuchtete nicht mehr. Im Laufe der Jahrtausende hatte sich wohl eine Kruste aus Staub und Schmutz über das Gold gelegt. Beim Putzen wäre es bestimmt zum Vorschein

gekommen.

Laut Bibel hatte Moses auch einen Tisch für die Lade anfertigen müssen. Ebenfalls aus Gold und bestückt mit Schalen und Gefäßen, die auch golden hatten sein sollen. Die Gefäße hatten das Blut der Opfer aufnehmen sollen. Lämmer und Schafe wurden damals neben den Früchten des Feldes als Gaben gebracht.

Den Tisch gab es nicht mehr, aber die Lade war tatsächlich zu einem Magneten geworden. Ich schaffte es trotzdem, dicht vor ihr stehen zu bleiben. Jetzt hätte ich sie durch das Ausstrecken der Hand berühren können. Das tat ich nicht, weil ich wieder an das Schicksal der Templer dachte. Ich wollte nicht als Asche am Boden liegen.

Trotzdem befand ich mich in einem Vorteil. Ich war der Besitzer des Schwerts, und ich war ferner durch mein Kreuz geschützt. Würde dieses Palladium tatsächlich dagegen ankämpfen?

Es reizte mich ungemein, dies herauszufinden. Was durch die Berührung mit dem Schwert passiert war, wußte ich ja. Aber wie reagierte die Lade auf das Kreuz.

Die Neugierde ließ mich nicht los. Eine Hand hatte ich frei. Damit streifte ich die Kette über meinen Kopf. Es war für mich etwas völlig Normales. Ich wußte nicht zu sagen, wie oft ich das schon hinter mich gebracht hatte. Doch in diesem Fall war es etwas Besonders, das merkte ich genau.

Das Kreuz lag auf meiner linken Hand.

Ich blickte gegen die Lade.

Bewegungslos stand sie auf ihrem Podest, das auch ich noch betreten mußte.

Den rechten Fuß hob ich an. Ich setzte die Sohle auf die Kante, wartete allerdings noch einen Augenblick, da ich noch die klare Luft einatmen wollte.

Dann stemmte ich mich hoch.

Ich wollte auch nicht weiter nachdenken und irgendwelche Risiken gegeneinander abwägen. Ich tat einfach, was ich tun mußte, drückte mein Kreuz gegen die Lade, ohne allerdings die Aktivierungsformel zu sprechen.

Blitze, grelles Licht. Vernichtende Speere aus Energie, die mich durchbohrten?

Nichts davon geschah. Nur ein leichtes Kribbeln fuhr vom Kreuz aus in meine linke Hand hinein. Ich hatte es bei der Berührung so gedreht, daß ich die Vorderseite anschauen konnte.

In die Enden waren vier Zeichen eingraviert. Da hatte Hesekiel an die mächtigsten Beschützer gedacht, die ihm bekannt gewesen waren, an die Erzengel.

Ich dachte in diesem Augenblick nicht an sie, aber ich wurde an sie erinnert, denn urplötzlich strahlte das Kreuz an seinen vier Enden auf.

Nicht grell oder blendend, eher weich, und es hinterließ helle Bahnen, die in die Höhe jagten, als sollten sie den Himmel erreichen, dann aber vom Dach der Kapelle gestoppt wurden.

Vier helle Bahnen.

Vier Anfänge, vier Enden.

Und dort standen sie und schauten auf mich nieder.

Vier Erzengel!

***

Mein Herzschlag schien auszusetzen. Ich dachte nur daran, wie klein und demutsvoll ich doch als Mensch war, wenn ich mich mit diesen mächtigen Boten des Guten maß. Nicht mal von der Größe her, sondern mehr von den Empfindungen, die mich durchströmten.

Ich kam so schnell mit ihnen nicht zurecht. Es war einfach zu gewaltig. Am liebsten hätte ich die Augen geschlossen und mir einen tiefen Schlaf gewünscht.

Das war nicht möglich. Ich blieb weiterhin steif stehen und betrachtete die Gestalten.

Feinstofflich waren sie. Nicht zu erkennen, ob männlich oder weiblich, aber ich wußte ihre Namen, und die hörten sich sehr männlich an.

Michael, Raphael, Gabriel und Uriel!

Jeder Erzengel war auch gleichzeitig ein Schutzpatron, aber das war ein anderes Gebiet. Ich nahm sie jetzt als Ganzes hin, und ich stellte auch fest, daß meine Angst verflogen war.

Sie schauten auf mich hernieder. Sie waren meine Schutzpatrone.

Mein weiteres Schicksal lag in ihren Händen. Ich wußte nicht, wie lange ich auf der Stelle gestanden und zu ihnen hochgeschaut hatte.

Die Zeit war relativ geworden, sie floß praktisch weg, und ich selbst kam mir ebenfalls zeitlos vor.

Angst, wo ist dein Stachel?

Er war nicht mehr vorhanden. Ich fühlte mich frei. Losgelöst, obwohl ich mit beiden Beinen auf dem Boden stand, aber es tat mir gut, dies alles zu erleben.

Die vier Erzengel bewegten sich nicht. Sie nahmen auch keinen Kontakt mit mir auf, obwohl sie es möglicherweise gekonnt hätten.

Sie blieben als Beobachter unter der Decke der Kapelle. Also nicht weit entfernt. Trotzdem hätte sich sie nie anfassen können, auch wenn ich auf eine entsprechende Leiter gestiegen wäre. Sie waren einfach eine Projektion und damit auch grenzenlos. Wahrscheinlich endeten die Strahlen nur für meinen Sichtbereich unter der Decke.

Tatsächlich aber stießen sie weit in das All hinein, in die Unendlichkeit, hinweg über die Grenze zwischen der sichtbaren und der unsichtbaren Welt.

Warum waren sie erschienen? Wollten sie dafür sorgen, daß ich mich mehr mit der Lade beschäftigte? Sie womöglich öffnete?

Um Himmels willen, das wäre zuviel verlangt gewesen. Der Gedanke trieb mir noch mehr kalten Schweiß auf meine Stirn. Aber er ließ mich nicht los. Er kam mir vor, als hätte man ihn mir bewußt eingepflanzt, und ich verfolgte ihn weiter.

Sollte ich es wagen?

Immer mehr versteifte sich die Botschaft. Mein Inneres war aufgewühlt. Das Zittern blieb, und das Verlangen, die Lade mit der bloßen Hand zu berühren.

Ich bückte mich. Das Kreuz blieb weiterhin in Kontakt mit der Lade, so daß auch die vier Erzengel auf mich niederschauten. Ich lehnte das Schwert gegen die Ecke der Podeststufe und hatte endlich meine rechte Hand frei. Jetzt kam es darauf an.

Was ich dachte, ob ich betete, ob ich mich in andere Gedanken hineinflüchtete, ich weiß es nicht mehr, aber meine gespreizten Finger näherten sich dem Mysterium.

Zu spüren war noch nichts. Die kühle Luft blieb um meine Hand herum, und ich überwand auch die letzte Strecke.

Dann faßte ich sie an!

Es war wunderbar, einfach phantastisch. Kein Stromschlag jagte durch meinen Körper, kein Blitz blendete mich, kein Teppich aus Funken hüllte mich ein. Ich stand einfach nur da, auch wenn meine Haltung steif und abwehrend wirkte, aber das Wissen, dieses uralte Mysterium berühren zu können, ohne daß mir etwas passierte, war schon enorm.

Es war ein Highlight in meinem bisherigen Leben. Möglicherweise sogar *das* Highlight.

Ich stand da und genoß es. Die Zeit hatte ich längst vergessen, denn auch ich kam mir auf irgendeine Art und Weise zeitlos vor. Es bestand der Kontakt mit dem Boden, keine Frage, aber ich schwebte einfach dahin. Ich fühlte mich so leicht und abgehoben, wobei ich aber nicht in der Lage war, die Gefühle zu beschreiben, die mich überfallen hatten.

Es war einfach wunderbar!

Beobachtet von den Erzengeln. In Sicherheit sein. Etwas Großes erleben. Wundersame Gefühle, die mich forscher machten. Ohne daß ich es wollte, kristallisierte sich in meinem Kopf ein Gedanke fest.

Ich war schon so weit gegangen. Warum sollte ich nicht versuchen, den Deckel der Lade zu öffnen?

Steintafeln mit den Zehn Geboten oder eine mächtige Energiequelle? Was hatte die Lade zu verbergen?

Vielleicht beides?

Ich bewegte meine rechte Hand und drückte gegen das Material.

Es war hart, kam mir härter vor als nur einfaches Holz.

Ich strich über die Lade hinweg. Streichelte sie wie einen ungemein kostbaren Schatz. Dabei schielte ich in die Höhe, wo die beiden Cherubim hockten und sich gegenseitig anschauten.

Dann nahm ich die Hand mit dem Kreuz weg.

Sofort blickte ich gegen das Dach!

Ein kleiner Stein fiel mir vom Herzen. Ich schnaufte vor Erleichterung. Die schattenhaften Gestalten der Erzengel waren noch da und behüteten mich.

Das tat mir gut.

Ich ging an der Lade entlang und berührte sie auch weiterhin mit den Fingern wie jemand, der sich Kraft für seine nächsten Aufgaben holen will. Sie stellte sich nicht gegen mich. Kein Licht, keine tötenden Funken oder Strahlen, so daß ich mir einfach vorkommen mußte wie jemand, der bewußt geschickt worden war.

So hatte sich letztendlich der Wunsch des Wächters Antares auch noch erfüllt.

Vor der Lade blieb ich stehen. Mir war kaum bewußt geworden, daß ich sie umrundet hatte. Aber ich hatte auch nicht herausfinden können, wie der Deckel abzuheben war. Es gab keine Verschlüsse.

Keine sichtbar angebrachten Hebel. Leider konnte mir niemand sagen, wie die Lade damals auf dem Berg Sinai verschlossen und versiegelt worden war. Vielleicht durch Pech oder durch die Kraft des Allmächtigen.

War sie überhaupt seit jener Zeit geöffnet worden? Diese Frage stellte sich ebenfalls. Ich machte mir jetzt den Vorwurf, weil ich Salomo nicht danach gefragt hatte.

Ich trat wieder näher an die Lade heran. Zuvor hatte ich einen Blick in die Höhe geworfen und war beruhigt, weil mich die vier Erzengel noch immer bewachten.

Die Lade war ein flacher Kasten mit einem flachen Deckel, auf dem ebenfalls eine Schmutzschicht lag. Mein Schwert hatte ich mitgenommen, es aber wieder in den Gürtel gesteckt. Das Palladium ließ es zu, daß ich mit den Handflächen über das Material strich.

Wo war der Deckel anzuheben?

Er schloß nicht plan mit dem Unterteil ab, das hatte ich schon herausgefunden. Er stand über, es gab einen Rand, und das wiederum brachte mich auf einen Gedanken.

Konnte es sein, daß es keinen Verschluß gab? Daß ich den Deckel einfach so anheben konnte?

Meine Aufregung wuchs. Hitzewellen stiegen in meinen Kopf.

Wie ein armer Sünder, der wegen seiner Gedanken um Reue bat, schaute ich in die Höhe, als wollte ich mir von den Erzengeln ein Okay geben lassen. Sie blieben neutral. Mich erreichte auch keine

Warnung. Anscheinend wollten sie mich nicht daran hindern, auch den letzten Schritt zu tun. Ich wußte mit Sicherheit, daß er auch der gefährlichste war. Ich kam nicht damit zurecht, daß ausgerechnet ich es nach all dieser biblisch langen Zeit sein sollte, der die Lade öffnete.

Warum ich? Warum nicht die mächtigen Bischöfe dieses Landes?

Nein, nur nicht daran denken. Ich mußte mich einfach von dem Gedanken befreien. Meine Furcht war dabei wie ein nie abreißendes Kribbeln.

Das Kreuz hängte ich wieder um, weil ich beide Hände freihaben wollte. Mein Herz schlug heftig wie selten, als sollte jeder Schlag das Kreuz ein Stück von meiner Brust wegtreiben.

Ich faßte den Rand an. Beide Handballen stemmte ich darunter, ging leicht in die Knie und setzte meine Kraft ein. Es war plötzlich so anders und still um mich herum geworden. Als hielten selbst die Wände den Atem an.

Ich schielte zu den Cherubim hoch.

Sie blieben an ihren Plätzen.

Noch einmal holte ich Luft.

Dann drückte ich die Hände hoch, kam auch aus meiner Haltung weg und wartete darauf, daß sich der Deckel bewegte. Belastet wurde er noch zusätzlich vom Gewicht der beiden Cherubim, aber ich machte weiter. Und wenn es nur ein kleiner, erster Blick war, den ich auf in das Innere warf, nicht mehr.

Die Stille wurde jetzt von meinem eigenen Keuchen unterbrochen.

Der Schweiß floß mir von der Stirn. Er wurde zu kleinen Bächen, die auch an den Wangen entlang nach unten rannen.

Ich war voll und ganz auf meine Aufgabe konzentriert, und dann merkte ich, wie sich etwas tat.

Ich hörte das leise Knirschen!

Ein erster Erfolg? Ich hatte schon die Deckel von Mumiensärgen zur Seite geschoben und eine ähnliche Kraft einsetzen müssen. Aber das hier war schwer, viel schwerer.

»Was tust du da?«

Plötzlich schnitt die Stimme durch mein Gehirn. Sie war nicht freundlich. Ich empfand sie als kalt und strafend, ließ aber nicht los, sondern drehte nur den Kopf, um die Erzengel zu sehen. Ich rechnete damit, daß einer von ihnen mich auf geistigem Weg angesprochen hatte.

Sie waren weg!

Wer hatte dann…?

»Laß es!«

Wieder war der Befehl in meinem Kopf aufgeklungen. Und plötzlich wußte ich, wer mir den Befehl erteilt hatte.

Hector de Valois!

***

Ich sah ihn nicht, aber ich hörte ihn. Er hatte die Kapelle wieder betreten, und zwar so laut, daß er einfach nicht zu überhören war.

Meine Hände hielt ich noch immer verdreht gegen denvorstehenden Rand gestemmt. Ich war unschlüssig, ob ich weitermachen sollte oder nicht. Es war ja noch kein Spalt vorhanden gewesen, ich hatte nur das Knirschen gehört. Die Begleitmusik dieser geringen Bewegung.

Auf meine linke Schulter legte sich eine Knochenhand, die silbrig schimmerte. Sie blieb dort nicht liegen, sondern zog mich zurück.

Meine Hände lösten sich von der Lade. Ich ging nicht normal nach hinten, sondern taumelte ein wenig. Dabei ruderte ich noch mit den Armen und hatte schließlich das Gleichgewicht gefunden.

Der, silberne Kopf des Hector de Valois schaute mich an. Ich sah auch etwas in den dunklen Höhlen seiner Augen, mit dem ich nicht zurechtkam, aber es konnte durchaus eine Botschaft sein, und sie war mir nicht eben freundlich gesinnt.

War ich doch einen Schritt zu weit gegangen? Ich wollte nicht über mich selbst richten, aber die Chance, die Lade zu öffnen, war verführerisch gewesen.

Hector nahm mit mir Kontakt auf. »Du darfst es nie wieder versuchen, John Sinclair. Du bist weit, sehr weit vorgedrungen. Weiter als die anderen. Du bist einer der wenigen Geheimnisträger, die wissen, wo das Mysterium seinen Platz gefunden hat. Belasse es dabei. Hüte dich, den allerletzten Schritt zu gehen. Denke daran, daß du nur ein Mensch bist, auch wenn du unter einem besonderen Schutz stehst. Aber auch für dich sind Grenzen gesteckt worden.«

Ich zeigte mich bockig. »Ja, das ist alles richtig«, antwortete ich ihm. »Aber die Lade hatte nichts dagegen. Ihre Macht hat sich nicht gegen mich gestellt. Die Templer sind bei ihrer Berührung zu Asche verbrannt. Ich lebe noch, und ich habe beinahe den Eindruck erhalten, als sollte ich die Lade öffnen.«

»Nein, niemand soll sie öffnen.«

»Warum nicht?«

»Sie ist so mächtig. Und ihr Inneres muß ein Geheimnis bleiben.«

»Was ist denn so schlimm daran, wenn ich einen Blick hineinwerfe? Ich will sie ja nicht stehlen.«

»Nur einem ist es als lebendem Menschen gelungen, dem Erbauer. Irgendwann wirst du es möglicherweise einmal erfahren, dann aber bist du nicht mehr auf Erden, dann sind diese Gesetze für dich aufgehoben.«

»Weißt du es denn?« Die Frage überkam mich plötzlich. Ich hatte sie einfach stellen müssen.

»Nein.«

»Bist du nicht neugierig? Dir kann nichts passieren, Hector. Der

Deckel läßt sich abheben. Ich habe es versucht. Du kannst es tun, du kannst einen Blick hineinwerfen. Du brauchst mir ja nicht alles zu sagen. Nur einen kleinen Teil – bitte…«

Ich kannte mich in diesem Augenblick selbst nicht wieder. Ich war plötzlich wie von Sinnen, als wäre irgend etwas mit der Gewalt eines Sturmwindes über mich gekommen.

Hector de Valois gab mir keine Antwort. Aber er hatte mich gehört, und er schüttelte auch den Kopf. Er stand nicht auf meiner Seite, obwohl ich einmal er gewesen war.

Aber ich wollte nicht zurück. Ich wollte keinen Kompromiß. Ich wußte selbst nicht, welcher Teufel mich ritt, daß ich auf Warnungen nicht hörte.

»Wenn du es nicht tust, dann werde ich es noch einmal versuchen!« erklärte ich ihm.

»Ich kann es nicht zulassen!«

»Warum nicht?«

»Weil ich will, daß du am Leben bleibst. Du darfst noch nicht in den Tod gehen. Oder willst du wirklich, daß sich der Fluch der Sinclairs bis zum bitteren Ende erfüllt?«

Das war es wieder – der Fluch der Sinclairs. Er hatte unsere Familie getroffen, aber er hatte mich auch weitergetrieben. Ich hatte andere Menschen sterben und vergehen sehen, und ich war mir dabei vorgekommen wie ein Phönix, der aus der Asche steigt.

»Ich glaube nicht, daß mich ein Blick in die Lade umbringen wird!« Noch immer hatte mich Hector de Valois nicht überzeugen können. »Zudem bin ich ein Mensch, der schweigen kann. Ich habe gemerkt, daß sich die Platte bewegen läßt. Ich habe es gehört und…«

»Sei dankbar, daß nicht mehr geschehen ist, John.«

»Weißt du auch, unter welchem Schutz ich stehe?«

»Ja, du brauchst mir nichts zu sagen…«

»Dann werde ich es versuchen.«

Ich drehte mich um, ich wollte jetzt wirklich den letzten Schritt hinter mich bringen. Es war einfach, die Lade anzufassen. Ich bekam keinen Stromschlag, atmete noch einmal tief ein, um alle Kraft einzusetzen. Durch meine Haltung war ich praktisch gezwungen, zuerst in die Höhe zu schauen. Die Decke lag im Dunkeln. Der Flammenschein reichte nicht bis dort oben.

Aber sie schien sich plötzlich aufzulösen. Mehrere Dinge passierten zugleich.

Während ich den Deckel berührte, wich über mir die Dunkelheit.

Zugleich wurde mein Bewußtsein von einer anderen Macht erfüllt, die ich kurz zuvor erlebt hatte.

Der Seher meldete sich.

»Frevler! Werde nicht zu einem Frevler. Versündige dich nicht an

deiner Aufgabe, John Sinclair…«

Worte, die nur in meinem Gehirn aufklangen, die mich aber wie Peitschenschläge trafen.

Plötzlich war es vorbei mit meiner Lethargie. Ich war jemand, der in ein tiefes Loch fiel. Ich schämte mich vor mir selbst. Ich wußte nicht mehr, was in mich gefahren war, und ich wußte auch nicht, ob ich den Deckel anzuheben versuchte oder nicht.

Die Helligkeit unter der Decke verschwand. Mein Kopf war wieder klar. Plötzlich wußte ich, daß mich der Seher vor dem größten Fehler meines Lebens und möglicherweise vor meinem Ende bewahrt hatte. Die Lade sollte das Mysterium bleiben, auch ich hatte kein Recht, sie zu öffnen, und ich hätte mein Wissen sowieso nicht weitergeben können.

Ich war einfach nicht würdig genug und konnte nur dankbar sein, daß ich schon so weit gekommen war.

Deshalb ließ ich die Lade los. Ich ging zurück. Mir passierte dabei etwas sehr Menschliches. Ich übersah die Kante am Podest, rutschte ab und knickte ein. Durch das rasche Abstützen fiel ich nicht völlig zu Boden, aber ich hatte dem silbernen Skelett freie Bahn verschafft.

Auf einmal stand Hector de Valois an der Lade. Dabei ging ich davon aus, daß er die Warnung des Sehers nicht gehört hatte.

»Doch!« schrie ich in Gedanken. »Es ist anders, alles ist anders, Hector. Ich habe…«

Er hörte nicht.

Er hob den Deckel der Bundeslade tatsächlich an!

***

Was ich nun erlebte, ist kaum zu beschreiben oder in Worte zu kleiden. Das Knirschen war mir nicht einmal aufgefallen. Ich hockte am Boden und starrte fassungslos auf die Gestalt des silbernen Skeletts, die mich retten und sich opfern wollte.

Ja, es kam einer Opferung gleich, denn das nur Anheben des Deckels warder größte Frevel, den man begehen konnte.

Die Lade wehrte sich.

Wäre Hector ein Mensch gewesen, er hätte sicherlich laut geschrien, aber er tat nichts. Ich höre ihn auch nicht in meiner gedanklichen Welt schreien, nur war aus diesem dünnen Spalt so etwas wie der unsichtbare Tod gekrochen.

Keine Blitze, kein Licht, keine Funken, die Hector de Valois eingehüllt hätten. Ihm stand ein anderes Schicksal bevor. Er war in einen anderen Energiebereich der Lade hineingetreten, der für meine Augen nicht sichtbar war.

Aber das silberne Skelett spürte ihn. Die rechte Klaue lag auf dem Deckel der Lade wie festgeklemmt. Und von dieser Stelle aus floß der

Strom durch seinen Körper.
Hector de Valois starb.
Er starb für mich.
Er hatte mich nicht mehr anders warnen können, und er hatte auch nichts von meiner Umkehr gewußt.
Das silberne Skelett weichte auf. Ich wußte, daß ich nichts mehr für ihn tun konnte. So hockte ich auf dem Boden und schämte mich.
Ich weinte, fühlte mich wie ein Verräter, und das silberne Skelett vor mir weichte auf.
Es sackte zusammen.
Metall löste sich in dicken Tropfen. Vielleicht lösten sich auch die Knochen auf, ich wußte es nicht, aber Hector de Valois zerfiel vor meinen Augen.
Eine Silberlache breitete sich auf dem Boden aus, während das Skelett schmolz.
Von ihm abgegebene Gedankenfetzen erreichten mich. »Nicht du, ich werde nicht mehr gebraucht. Meine Zeit – erfüllt. Du mußt weitermachen. Behalte alles für dich. Komm nicht mehr her – dann wird alles gut für dich.«
Die Gedanken waren plötzlich weg, als wären sie abgesägt worden. Ich hatte mich wieder hingestellt und schaute auf die immer größer werdende Lache zu meinen Füßen. Über die Kante des Podestes war sie geschwappt und bildete einen Teppich, in den auch der Schädel hineinglitt und darauf schwamm.
Die leeren Augenhöhlen waren auf mich gerichtet. Ich empfand dies wie einen letzten Blick des Abschieds, als wäre die alte Zeit vorbei und die neue angebrochen. Das Siegel der Templer war vergangen. Die andere Kraft hatte auch den Stein aufgelöst, und die Umrisse meines Kreuzes vermischten sich mit der silbernen Farbe.
Ich zitterte am gesamten Körper. Über die Lache hinweg schaute ich auf die Lade.
Die beiden Cherubim hatten sich wieder gedreht.
Sie blickten mich aus ihren kalten Gesichtern an wie zwei düstere Todesengel.
Ich nickte ihnen zu. »Ja«, flüsterte ich, die Tränen aus den Augen wischend. »Ich bin zu weit gegangen. Ich habe mich von meiner eigenen Menschlichkeit übertölpeln lassen. Ich trage die Schuld an der Vernichtung des Hector de Valois…«
Es waren schlimme Worte, aber auch Worte, die für mich stimmten. Auf dem Boden lag die Lache. Sie schimmerte sehr schwach, als hätte sich Staub auf die Oberfläche gesetzt.
Die Lade und die beiden Wächter.
Noch einmal schaute ich hin.
Ein letzter Blick!

Dann drehte ich mich um und rannte aus der Kapelle. Wie von einem Sturmwind gepeitscht.

***

Ich war draußen in der samtenen Dunkelheit der Nacht, aber ich bekam es nicht mit. Ich war nicht körperlich fertig, aber innerlich völlig durcheinander. Was in mir toste und brauste, kriegte ich nicht unter Kontrolle. Ich taumelte einfach durch die Dunkelheit, den Kopf noch immer voller Bilder, die ich in dieser Nacht erlebt hatte.

Ich würde sie niemals vergessen. Man hatte mich weit kommen lassen, sehr weit, dann aber waren mir meine Grenzen aufgezeigt worden, und das war auch gut so.

Daß ich gegen etwas Weiches gelaufen war, wurde mir kaum bewußt. Ich war nur in diesen Widerstand hineingefedert und wurde von ihm auch weggeführt.

Ich ging, redete, schüttelte den Kopf und spürte den Druck hinter und in meinen Augen und ließ mich irgendwann zu Boden sinken, was ich aber nur am Rande wahrnahm.

Dann berührte etwas Kaltes meinen Mund, und ich öffnete ihn.

Die Stimme kam aus weiter Ferne und riet mir, das Wasser zu trinken. Ich schluckte automatisch. Das Wasser löschte zwar meinen Durst, aber nicht den Brand in meinem Kopf.

Jemand bedeutete mir, die Augen zu schließen und zu schlafen.

Ich wollte es nicht, aber die Stimme wiederholte ständig dieselben Worte, und da blieb mir nichts anderes übrig.

Ich schlief wohl ein.

Traumlos, keine Erinnerungen mehr, keine bösen Träume. Es war der Schlaf eines erschöpften Menschen, der bis in den nächsten Tag hinein andauerte.

Als ich wach wurde und die Augen wieder aufschlug, da mußte ich mich erst an das Sonnenlicht gewöhnen.

Ich blieb legen und drehte mein Gesicht in den Schatten. Aber der Mann, der die Zeit über bei mir gesessen hatte, sprach mich mit leiser Stimme an.

»Einen wirklich guten Tag wünsche ich dir, John. Du lebst, und das ist wichtig.«

Ich dachte über die Stimme nach. Ja, ich kannte sie, aber ich kam nicht sofort darauf, wer gesprochen hatte.

Mit ziemlich steifen Gliedern richtete ich mich auf und schaute dann in das bärtige Gesicht.

»Mikail?« fragte ich leise.

»Ja, ich bin es. Ich habe auf dich gewartet, weil ich wußte, daß du kommen würdest.«

»Es war – es war – nun ja, beinahe wäre ich nicht mehr aus der

Kapelle lebend herausgekommen.«

»Weißt du jetzt alles?«

Ich überlegte und hob dann die Schultern. »Es ist so, Mikail, ich weiß, was ich nicht weiß. Verstehst du?«

Er lächelte. »Auf irgendeine Art und Weise verstehe ich dich schon, John. Ich will auch nicht nachfragen, aber um eines möchte ich dich schon bitten: Was immer du in dieser Kapelle gesehen hast, behalte es für dich, mein Freund. Du bist einer der wenigen, die das Geheimnis oder einen Teil des Geheimnisses kennen. Laß andere Menschen bitte nicht daran teilhaben.«

»Das habe ich mir selbst versprochen.«

»Einer ist nicht zurückgekehrt«, sagte Mikail nach einer Weile und nachdem ich wieder Wasser getrunken hatte.

Ich wußte sofort, wen er damit gemeint hatte. »Er wird nie mehr zurückkehren«, klärte ich ihn auf. »Es gibt kein silbernes Skelett mehr und keinen Hector de Valois. Er hat sich für mich geopfert, Mikail. Ich bin an seinem Ende schuld«, fügte ich leise hinzu.

Er sah, wie ich litt. Nach einer geraumen Zeit fragte er: »Möchtest du mit mir darüber reden?«

»Im Moment nicht. Ich werde mich noch ausruhen. Und dann«, murmelte ich, »ja, dann muß ich irgendwann nach London und auch nach Lauder.« Meine Stimme versagte. Ich wußte, was mich dort erwartete, und ich fürchtete mich davor.

Aber ich würde nicht kneifen.

Denn der Tod lieb gewordener Menschen gehört ebenfalls zum Leben.

***

»Was meinen Sie, Inspektor, wird noch etwas in dieser Nacht passieren?« fragte Terence Bull, als Suko aus dem Anbau wieder zu ihm zurückkehrte.

»Nein, ich glaube es nicht. Nicht in dieser Nacht und wahrscheinlich in den nächsten Nächten auch nicht.«

»Was macht Sie denn so sicher?«

»Mein Gefühl«, erwiderte Suko. »Ich habe plötzlich das Gefühl gehabt, daß es vorbei ist. Wir können morgen alles in die Wege leiten und die Dinge für die Beerdigung vorbereiten.«

»Vorbei?« Bull fragte und mußte schlucken. »Sind auch die Augen des Toten wieder normal geworden?«

Suko starrte ins Leere. »Nein«, sagte er, »sie haben die braune Farbe behalten.« Während er die Worte sagte, wußte er, daß die Zukunft sehr spannend werden würde…

ENDE des Siebenteilers

[1]Siehe John Sinclair Nr. 1000 »Das Schwert des Salomo«, und folgende